

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Ausgewählte Werke

von

Fernan Caballero.

Uebersetzt und eingeleitet von L. G. Lemcke.

Vierter Band:

Erzählungen.

Erster Theil.

Paderborn,

Verlag von Ferdinand Schöningh.

1860.

Erzählungen

von

Fernan Caballero.

Deutsch von L. G. Lemcke.

Erster Band.

Verschwiegenheit im Leben und Verzeihung im Tode. — Arme Dolores!
Das Gewissen läßt sich nicht bestechen.

Paderborn,

Verlag von Ferdinand Schöningh.

1860.

Vorwort

des Uebersetzers.

Am Schlusse meiner Einleitung zu der vorliegenden Uebersetzung der Werke F. Caballero's (vor dem zweiten Bande des Romans „die Möve" S. XXVI.) sprach ich es als meine Absicht aus, diese Werke dem deutschen Leser in einer solchen Gestalt in die Hände zu geben, daß derselbe in seinem Genusse so wenig als möglich durch die kleinen Flecken gestört würde, welche Caballero's Schriften, auch nach dem Urtheile seiner entschiedensten Lobredner, ankleben und ihre Lectüre im Originale hin und wieder etwas unbehaglich machen. Ich beabsichtigte daher, nicht nur die müßigen Digressionen, in welchen F. Caballero sich sehr gern ergeht, zu kürzen, sondern auch verschiedene Stellen, in welchen die in dichterischen Werken schon an und für sich nicht angenehm berührende Polemik der Verfasserin einen verletzenden

Charakter annimmt, auszumerzen, schließlich aber Alles wegzulassen, was nur für die Landsleute der Dichterin bestimmt ist, wofür daher der allergrößte Theil der deutschen Leser kein Interesse, oft nicht einmal ein Verständniß haben kann.

Ob F. Caballero's Werke zu denjenigen literarischen Erscheinungen gehören, auf welche eine Behandlung, wie ich sie im Sinne hatte, unter keinen Umständen Anwendung finden darf, darüber will ich mit Niemand streiten. Ueber die von mir in diesem Falle aufgestellten Grundsätze wenigstens sind die Ansichten des Publicums und der Kritik, so weit sie mir zu Ohren gekommen, ziemlich gleich getheilt gewesen.

Gleichwohl erkannte ich schon im Anfange meiner Arbeit, daß ich bei der Ausführung jener Grundsätze auf große, ja unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würde. Diese Schwierigkeiten lagen theils in den, je nach dem Standpunkt, so mannigfachen und oft entgegengesetzten Bedürfnissen des deutschen Publicums, denen, bei dem großen Reichthume an Beziehungen, die F. Caballero's Werke darbieten, gleichzeitig gerecht zu werden, unmöglich erschien, theils darin, daß in diesen Werken, wie in so vielen Schöpfungen des echten Genies, das Gold

und das, was man beziehungsweise die Schlacke nennen könnte, nicht selten in der Art mit einander gemischt sind, daß eine vollständige Scheidung beider auf mechanischem Wege unausführbar ist. Wirkliche und scheinbare Inconsequenzen waren fast unvermeidlich, und ich fühlte sehr wohl, daß dadurch der Zweck großentheils verfehlt werden würde.

Unter solchen Umständen entschloß ich mich, F. Caballero seinen Weg selbst machen und das deutsche Publicum sich mit ihm abfinden zu lassen, ohne meinerseits zu der an und für sich schon mit hinreichenden Schwierigkeiten verknüpften Arbeit der Verdeutschung noch die undankbare Mühe einer anderweitigen Vermittlung zwischen dem Autor und dem Leser auf mich zu nehmen. Ich habe daher vom dritten Bande an angefangen, Caballero wie einen classischen Schriftsteller zu behandeln und mich jeder Kürzung, Auslassung und Veränderung, ja selbst geflissentlich jeder Milderung des Ausdrucks enthalten und nur in den allerdings sehr seltenen Fällen, wo ein Wortspiel ganz unübersetzlich und dem des Spanischen unkundigen Leser auch gar nicht zum Verständnisse zu bringen war (ein Fall, der im vorliegenden Bande ein Mal vorkommt) habe ich vorgezogen, es lieber

ganz wegzulassen, als etwas niederzuschreiben, was dem Leser wie Gallimathias erscheinen müßte.

Ich werde dasselbe Princip auch bei den übrigen Werken befolgen. Bei den Unbefangenen aller religiösen und politischen Parteien werden sie hoffentlich auch in dieser vollständigen Gestalt die ihnen gebührende Würdigung finden.

Braunschweig, den 5. Januar 1860.

L. Lemcke.

Verschwiegenheit im Leben

und

Verzeihung im Tode.

Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr.

Paulus Br. an die Römer.

Erstes Capitel.

Ein Todtenkopf zwischen zwei Blumentöpfen.

In der volkreichen Stadt M. konnte man eine seltsame Anomalie sehen, die jedem Fremden unangenehm auffiel, den Bewohnern aber durch lange Gewohnheit nach und nach so alltäglich geworden war, daß sie gar nicht mehr darauf achteten. Mitten in der Stadt, in einem vom wohlhabendsten Theile der Bevölkerung bewohnten Viertel, in einer der gangbarsten Straßen, deren Gebäude an Nettigkeit und hübschem Aussehen mit einander wetteiferten, stand ein verschlossenes, schmutziges, verfallenes und düsteres Haus, dessen Anblick das Auge beleidigte und das Gefühl unangenehm berührte. Die beiden angrenzenden Häuser waren weiß wie Alabaster. Ihre Gitter und Balcone waren angestrichen, und das finstere Eisen hatte sich gleich den Pflanzen, die in ihren korallen-

farbenen Töpfen auf den Balconen aufgestellt waren, in das heitere Grün des Frühlings kleiden müssen. Da erhoben die eiteln Georginen, welche die europäische Cultur so sehr verschönert hat, in ihrem vielfarbigen Kleide den Kopf über ihre Stöcke, da prangte der Holunder, der sich unter den Blumen eben so auszeichnet, wie in der Gesellschaft eine Person, die Bescheidenheit mit wahrem Verdienste verbindet. Der Heliotrop, der seinen Werth kennt und daher schimmernde Farben verschmäht, zog sich hinter den Geranien zurück, welche durch die Abwechslung und Verschönerung ihres Aeußern sich einen achtbaren Platz unter Flora's Aristokratie zu erwerben gewußt haben. Auf dem Ehrenplatze brüsteten sich die kalten und steifen Camelien, denen die Seele der Blumen, der Geruch, fehlt und die sich vordrängen und sich ein Ansehen zu geben suchen, ohne zu bedenken, daß die Mode und die Liebe zum Neuen, welche sie heute preisen, sie morgen vernachlässigen, und daß sie um so eher werden vergessen werden, da sie keinen Wohlgeruch zur Erinnerung hinterlassen. Die herrlichen Nelken, die am meisten spanischen unter allen Blumen, lehnten sich an die Säulenfüße, als ob ihnen vor Fülle des Duftes die schönen Köpfchen weh thäten. Hinter den Scheiben

sah man die aus kleinen grünen Binsen geflochtenen Vorhänge ausgebreitet, die aus China kommen, bemalt mit seltsamen und fabelhaften Vögeln, die wie Kinder des Regenbogens aussehen und ein Bild der großen Vogelhäuser in Zaubergärten mit ihren phantastischen Bewohnern geben.

Das leere Haus dagegen, dessen Wände düster, dessen Eisen schwarz und dessen Läden geschlossen waren, als wolle es das Licht des Tages und die Blicke der Menschen fliehen, schien von dem frohen und muntern Leben ausgeschlossen und einem Fluche verfallen. Auf dem Balcon war Nichts zu sehen als einige Fahnen von Pappe, welche Wind und Regen zerstört hatten und die der Besitzer, ihrer steten Erneuerung überdrüssig, jetzt in demselben Zustande ließ, so daß durch diesen häßlichen Anblick das unheimliche und verlassene Haus wie mit dem Interdicte belegt schien. Kurz, das einsame, stille und traurige Gebäude, eingeschlossen von seinen beiden heitern und schönen Nachbarhäusern, ließ sich einem Todtenkopfe zwischen zwei Blumentöpfen vergleichen.

Zweites Capitel.

Unterhaltung.

In einem der letztgenannten Häuser waren bei einer liebenswürdigen und lebensfrohen Dame auf Veranlassung ihres Namenstages eine große Anzahl von Personen zum Besuch.

„Also Sie haben noch kein Haus gefunden?“ sagte sie, sich an einen der Herren wendend, der in dem vor dem Sopha versammelten Kreise saß.

„Nein, Senora,“ antwortete der Gefragte, der ein Fremder war; „diejenigen, die man mir vorgeschlagen hat, sind theils zu eng für meine zahlreiche Familie, theils schlecht gelegen, und meine Frau, die wenig ausgeht, hat mir vor allen Dingen anempfohlen, ein Haus in einer guten Lage zu wählen.“

„In der That,“ sagte Einer der Anwesenden, „diese Gegend hier nimmt immer mehr an Be-

wohnern zu; es sind keine Häuser mehr zu finden.“

„Aber, Señora,“ fuhr der Fremde fort, „ich habe so eben das unmittelbar neben dem Ihrigen gelegene Haus gesehen, das unbewohnt ist; das würde ganz für mich passen, und Sie haben mir noch Nichts davon gesagt.“

„Allerdings, allerdings,“ antwortete die Dame; „es war eine Unachtsamkeit von mir; wir sind aber hier so daran gewöhnt, jenes Haus unter die Todten zu zählen, daß Sie sich nicht wundern müssen, wenn ich nicht daran gedacht habe, es aus seinem Leichentuche hervorzuziehen.“

„Unter die Todten? Heißt das unter das nicht Vorhandene?“ fragte der Fremde erstaunt.

„So ist's; denn Niemand bewohnt es und Niemand will es wieder in's Leben rufen.“

„Und warum? Ist es etwa baufällig?“

„Keineswegs; es ist in ganz gutem Stande.“

„Ist es häßlich, ist es unwohnlich eingerichtet?“

„Nein, es ist gut und bequem.“

„Ist ein Schwindsüchtiger darin gestorben?“

„Nicht daß ich wüßte .... Ueberdies verschwindet diese übertriebene Furcht, die jedenfalls ein Vorurtheil ist, immer mehr. Nachdem man die

Wände hat weißen und das Getäfel malen lassen, wie es nach einer jeden Krankheit geschieht, bezieht man jetzt ein jedes Haus, gleich nachdem darin ein Opfer jener schrecklichen Krankheit gestorben ist, die einzig und allein durch eine Seereise geheilt werden kann."

„Nun, was fehlt denn dem Hause, daß es nicht bewohnt ist? Spukt es etwa darin?" fuhr der Herr lächelnd fort zu fragen.

„Ganz recht," erwiederte die Dame.

„Und das sagen Sie mir im neunzehnten Jahrhundert, mitten im Glanze der Aufklärung und angesichts der herrschenden Freiheit von Vorurtheilen?"

„Ja, Señor, denn den Spuk, der diesem Hause zugeschrieben wird, verdankt dasselbe dem Verbrechen, und die Furcht vor solchem Spuk haben bis jetzt weder Aufklärung noch Vorurtheilslosigkeit bewältigen können. In dem Hause, Señor, ist ein Mord begangen worden."

„Ich gebe zu," erwiederte der Herr, „daß dies für die damaligen Bewohner des Hauses wie für die Freunde und Verwandten des Opfers schrecklich sein mußte, halte es aber für keinen genügenden Grund, daß das Haus auch nach Verlauf einer gewissen Zeit verdammt sein soll, niedergerissen zu

werden oder unbewohnt zu bleiben. Wie lange ist es her, daß die That geschah?"

„Sechs Jahre."

„Dann, Señora, scheint mir das Leerstehen dieses Hauses, welches an der That, deren Schauplatz es gewesen, unschuldig ist, bedeutungsvoll und ganz ungewöhnlich in einer Zeit, wo Nutzen und Bequemlichkeit, nicht aber ungewöhnliche Einflüsse die Richtschnur der Dinge bilden."

„Je nun, Señor," erwiederte die Dame vom Hause, „wir sind hier, wie Sie sehen, ein wenig zurück, und das ist uns auch nicht unangenehm. Aber das Schreckliche jenes Mordes, die Unschuld des Opfers, einer armen, alten harmlosen Frau, das Geheimniß, welches auf dem Urheber des Verbrechens ruhte und immer ruhen wird, haben den Ort, wo es begangen wurde, zu einem so schaurigen gemacht, und die Sanction, welche die Zeit dem Abscheu vor diesem Hause ertheilt, hat so gewaltig gewirkt, daß sich Niemand gefunden hat, der der Abgeschiedenheit, die wie ein Fluch auf der Stätte des unbestraften Verbrechens haftet, hätte ein Ende machen wollen. Die Einsamkeit dieses Hauses erscheint wie das Siegel auf einem Briefe, den Gott seiner Zeit öffnen wird, wo nicht vor den

Richterstühlen der Menschen, so doch vor dem, auf welchem er als Richter sitzt."

In diesem Augenblicke traten neue Besuche ein, und das Gespräch wurde unterbrochen.

Drittes Capitel.

Ein Verbrechen.

Was der fremde Herr gehört, hatte dergestalt seine Neugier erregt, daß er nach wenigen Tagen wiederkam, in der bestimmten Absicht, das unterbrochene Gespräch wieder anzuknüpfen.

Nach den ersten Complimenten sprach er zu der liebenswürdigen Frau vom Hause:

„Señora, meine Bitte wird Sie vielleicht in Erstaunen setzen; aber ich wünschte sehr, einiges Nähere über das Verbrechen zu hören, von dem Sie mir neulich erzählt haben, und das in der That furchtbar gewesen sein muß, da die Zeit, dieser Saturn, der sogar die Steine verschlingt, den Eindruck davon nicht hat verwischen können."

„Mit dem größten Vergnügen will ich Ihnen mittheilen, was ich weiß und was Jedermann weiß,"

erwiederte die Gefragte. „Wahrscheinlich aber wird die über der That verflossene Zeit so wie der Umstand, daß Sie es nicht selbst erlebt haben, dem Vorfall in Ihren Augen viel von dem lebendigen und furchtbaren Eindrucke nehmen, den er auf alle Einwohner dieser Stadt gemacht hat.

Es mögen nun zehn Jahre sein, daß ein Commandant mit seiner Frau, drei kleinen Kindern und seiner Schwiegermutter hierherkam und in das erwähnte Haus zog. Er war in seinem ganzen Auftreten wie in seiner Handlungsweise ein Mann von Bildung. In seiner Liebe zu seiner Frau, die noch sehr jung und kindlich war, mischte sich der Ernst eines Vaters, und so bildeten die Leute eine eben so einige als glückliche Familie. Sie war eine Taube ohne Galle, wie der volksthümliche poetische Ausdruck lautet, und eben so zufrieden und glücklich, die Auserwählte jenes würdigen Gatten zu sein, wie als Mutter der drei kleinen Engel, welche fortwährend um sie waren. Sie war der Typus jener musterhaften Frauen, die nur in dem engen Kreise ihrer Pflichten als Töchter, Gattinnen und Mütter leben. Die ältere Dame aber gehörte zu den Wesen, welche die Welt, um sie kurz zu bezeichnen, mit dem Namen „Unglückliche" belegt. Da

sie sehr fromm war, brachte sie ihr ruhiges Dasein damit zu, im Hause Gottes für die Gegenstände ihrer Liebe zu beten und am häuslichen Herde die Gegenstände ihrer religiösen Verehrung zu preisen.

Die Damen hatten Besitzungen in einem kleinen Orte und hießen daher bei Vielen kleinstädtisch, oder, wie man jetzt mit dem aus dem Französischen übersetzten Ausdrucke sagt, provinciell; ich aber habe in dem Hause immer eine feine, weil aufrichtige Artigkeit, einen anständigen Freimuth und ein Betragen gefunden, das streng sittlich ohne Heuchelei war und nicht nach dem ihm gebührenden Lobe haschte; wenn das kleinstädtisch ist, so kann man sich den Namen gefallen lassen.

Ich habe oft und lange in dem Hause zugebracht, weil jener innere Frieden, jenes bescheidene und ruhige Glück meinem Herzen wohlthaten; weil ein Gefühl der Sympathie mich hinzog zu dem würdigen, in der Erfüllung seiner Pflichten so strengen Manne, zu der sanften Frau, welcher die Uebung ihrer Tugenden denselben Genuß gewährte wie Andern ihre Vergnügungen, und zu der schlichten und liebevollen alten Dame, die in ihrem Leben weiter Nichts that als lächeln und beten. Vielleicht war dieses, wenn auch fromme und bescheidene Glück doch zu

vollkommen, um dauernd zu sein in einer Welt, in welcher leider selbst die Guten weniger an den Himmel denken, wenn die Erde ihnen das Leben süß macht. Genug, eines Morgens trat mein Mädchen ganz entsetzt mit verstörten Zügen und außer Athem in mein Zimmer.

Was gibt's, Manuela? fragte ich erschrocken.

Señora, ein Unglück, eine Schändlichkeit ohne Beispiel!

Aber was gibt's denn, was ist geschehen? So sprich doch!

Diese Nacht . . . im Hause nebenan . . . erschrecken Sie nicht, Señora!

Nein, nein, nur heraus damit.

. . . Ist die alte Dame ermordet worden.

Ermordet? Was sagst Du?

Ja, Señora, die Kehle ist ihr abgeschnitten und sie ist von vielen Dolchstichen durchbohrt.

Heilige Jungfrau! rief ich entsetzt aus; aber wie denn? Sind Räuber in's Haus gedrungen?

Das muß man glauben; aber man weiß Nichts.

An jenem Morgen nämlich," fuhr die Erzählerin fort, „ging der Diener, der in einem Zimmer auf der Hausflur schlief, nach dem Markte. Die Thür nach der Straße war, wie er versicherte, ver-

schlossen, wie er sie am Abend zuvor gelassen hatte. Offenbar waren also die Mörder nicht von der Straße her gekommen. Als er aber vom Markte zurückkam, wunderte er sich, die Mittelthür nur angelehnt zu finden, so daß sie seinem Drucke nachgab, und er, ohne daß Jemand ihm öffnete, eintreten konnte. Wie groß aber war sein Schrecken, als er das Wasser in dem weißen Becken der Fontäne im Hofe geröthet sah, und noch mehr, als er an der reinen Treppenwand den blutigen Abdruck einer geöffneten Hand erblickte. Hatte den Mörder vielleicht, als er jene Stufen hinunterstieg und sich mit Menschenblut bedeckt sah, ein Schwindel ergriffen, der ihn nöthigte, eine Stütze an der Wand zu suchen? Und hatte diese die Spur der Mörderhand bewahrt, um den Schuldigen anzuklagen und seinen Pfad zu bezeichnen?

In angstvoller Erwartung ging der Diener die Treppe hinauf, der Spur der Blutstropfen folgend, die ihm von Strecke zu Strecke gleich rächenden Fingern zeigten, wohin er gehen mußte, um das Verbrechen zu entdecken. Er kommt in das dunkle und entlegene Zimmer, welches die alte Dame im Innern des Hauses bewohnte, sie, die nie an das Böse hatte glauben wollen, weil sie es nie begreifen

konnte. Bis zur Thür ging die Blutlache, welche sich auf dem Boden ausbreitete und welche das Backsteinpflaster nicht hatte einsaugen wollen! Flüssiges, warmes Blut, welches noch das Leben zu bewahren schien, das aus dem blassen Leichnam entflohen war. Dieser lag mit Augen, welche die Schrecken des Todes weit geöffnet hatten, auf dem Bette, aus welchem ein weißer und steifer Arm wie von Wachs herabhing, gleichsam als Zeuge der Hilflosigkeit des unschuldigen Opfers.

Voll Entsetzen schrie der Diener laut auf und lief, um seine Herrschaft zu holen. Welch ein Anblick für diese Unglücklichen! . . . Die beklagenswerthe Tochter stürzte wie vom Blitz getroffen zu Boden. Der Commandant, blaß und sprachlos, aber mehr Herr seiner selbst, befahl, die Hausthür zu schließen, weil auf das Geschrei des Dieners sich Leute versammelten, und ließ dem Gericht Anzeige machen. Dieses aber fand Nichts als den stummen Leichnam, blutende Wunden und Stimmen, die das Verbrechen anklagten, nicht aber den Verbrecher. Und das Seltsamste war, daß auch nicht der entfernteste Verdacht auf irgend Jemand fallen konnte, noch das leiseste Anzeichen entdeckt wurde, das Licht auf irgend eine Spur hätte werfen können. Der Diener

schlief außerhalb der innern Hausthür*) auf der Hausflur; diese Thür, die nur von Innen geöffnet werden konnte, fand er bei seiner Rückkehr aus der Stadt offen, woraus hervorzugehen schien, daß der Mörder sich Tags zuvor im Innern des Hauses verborgen hatte oder daß er über das Dach gekommen war. Letztere Annahme war nicht wahrscheinlich, ja kaum möglich, da das Haus mit dem der Gräfin von *** und dem meinigen ein eigenes Viereck bildete. Das Dienstmädchen hatte die Nacht auf der Hochzeit einer ihrer Schwestern zugebracht, wie von den Mitanwesenden bezeugt wurde. Der andere Diener lag krank im Hospital und hatte sich nicht aus dem Bett gerührt. Trotzdem wurden die beiden Erstgenannten verhaftet, jedoch nach einiger Zeit wieder in Freiheit gesetzt.

Wie entsetzlich und haarsträubend der Frevel war, mögen Sie daraus abnehmen, daß der bloße Gedanke, man könne ihn im Verdachte der Theilnahme an der That haben, auf die Einbildungskraft des Dieners, eines ehrenwerthen Majorkaners, dergestalt wirkte, daß er den Verstand verlor und

*) In den spanischen Häusern ist die Hausflur von dem innern Hause durch eine besondere Thür, Porton oder Contrapuerta genannt, geschieden. Anm. d. Uebers.

aus dem Gefängnisse in's Irrenhaus gebracht wurde. Auf die Dienerin fiel ein so schlimmer Schein, weil sie verhaftet und in einen so grauen- und geheimnißvollen Proceß verwickelt gewesen war, daß sie kein Haus finden konnte, wo man sie in Dienst nehmen wollte; ihr Bräutigam verließ sie, und so ergab sie sich, von Schande und Elend verfolgt, einem schlechten Lebenswandel und ging zu Grunde.

Inzwischen war die Stadt voller Schrecken. Alle Nachforschungen der Justiz waren unmöglich, denn keine Verdachtgründe waren vorhanden, die auch nur ein Dämmerlicht in jenes Dunkel hätten werfen können.

Das Entsetzen über ein Verbrechen wächst mit dem Geheimnisse wie die Furcht im Dunkel der Nacht. Das öffentliche Rechtsgefühl schrie zornerfüllt um Gerechtigkeit, die Richter aber, das Schwert hoch in der Hand, fanden kein Haupt, auf welches sie den Streich hätten führen können.

So war alles Geschrei nach Gerechtigkeit vergebens, weil Gott sich diese selbst vorbehalten hatte. Denn, wie ich schon sagte, man erfuhr damals Nichts, man hat seitdem Nichts erfahren und wird nie Etwas erfahren."

„Und was wurde aus dem Commandanten

und seiner Familie?" fragte mit lebhaftem Interesse und tief bewegt von der Erzählung der Fremde, für den das Haus, welches er für einen schuldlosen Paria gehalten hatte, sich allmälig in eine Höhle des Geheimnisses und der Trauer verwandelte.

„Sie wissen," fuhr die Dame lächelnd fort, „daß die Ausländer uns Spanierinnen immer den Vorwurf des Leichtsinns machen. Wir gäben, behauptet man, stets unserm ersten Impulse nach und mißachteten die strenge und abgemessene Handlungsweise ihrer Landsmänninen, die zuweilen allerdings voll zarten Anstandsgefühls, zuweilen aber auch übervoll von kalter Selbstsucht ist. Die Spanierinnen, offen und glühenden Herzens, überlegen nicht, wenn dies sie fortreißt, und wenn sie sich deshalb immer zärtlich, kühn und großmüthig zeigen, sind sie auch zuweilen unüberlegt; das heißt, wie die Franzosen sagen, sie haben die Fehler ihrer Eigenschaften. Kaum hatte daher die Justiz das Haus verlassen, als ich dahin eilte, um meinen unglücklichen Freunden Hilfe zu leisten und Trost zu spenden.

Nein, nie wird das jammervolle Bild, das sich mir darbot, in meinem Herzen erlöschen! Der Eindruck, den ich empfing, war der Art, daß er dem letzten Sohne, den Gott mir bestimmte, das Dasein

kostete. Den Leichnam, der noch in dem Zimmer lag, wo man ihn gefunden, sah man nicht, aber man fühlte, daß er da war; er durchkältete jene Atmosphäre, das Haus roch nach Blut! Das Wasser im Fontänebecken war noch immer roth, als ob der flüssige und lebendige Strahl, der sich fortwährend erneuerte, mitten hindurchginge wie eine steife Masse, ohne sich mit ihm mischen zu wollen, oder als ob ein Tropfen unschuldig vergossenen Blutes genügte, eine Quelle für immer zu trüben, wie er genügt, für immer ein Gewissen zu beflecken.

Meine arme Freundin, die ihre Mutter so sehr geliebt hatte, wand sich in Krämpfen; bei meinem Anblicke vermochte sie zu schreien, zu weinen und ihrem unterdrückten Schmerze Luft zu machen. Ihr Mann war wie niedergeschmettert; das Entsetzen schien das Blut in seinen Adern erstarrt zu haben, so todtenblaß war sein Gesicht, so unbeweglich seine von Schrecken zusammengepreßten Lippen.

Ich nahm die unglückliche Frau mit zu mir. Nach einiger Zeit gelang es ihrem Manne, sich versetzen zu lassen, und sie zogen in eine entfernte Provinz, weil es ihnen unmöglich war, in dem Orte zu bleiben, wo ein so entsetzliches Unglück sie getroffen hatte."

„Aber in welcher Absicht geschah dieser Mord?“ fragte der Herr.

„Um das Opfer zu berauben, wie man schloß,“ antwortete die Dame. „An jenem Morgen war der alten Dame, wie ihre Tochter aussagte, durch einen Notar eine bedeutende Summe Geldes ausgezahlt worden; auf Letztern fiel ein starker Verdacht, und obgleich man ihm Nichts hat beweisen können, so hat er doch alles Vertrauen verloren. Ein Verdacht wird schließlich allgemein, setzt sich fest und erschüttert daher das Vertrauen mehr als eine That, die untersucht und hin und her besprochen worden ist; denn im letztern Falle hat der Betheiligte, wenn auch schuldig, doch Vertheidigungsgründe vorbringen, entschuldigende Umstände anführen, vor Allem aber Reue bezeigen und so die Verzeihung erhalten können, die der Gott der Barmherzigkeit nicht allein sich selbst vorbehalten, sondern mit seinem göttlichen Funken in das Herz des Menschen gelegt und in seinem Evangelium zum Gebote erhoben hat.“

„Ihre Bemerkung ist richtig,“ erwiederte der fremde Herr, „die Gesellschaft, die nach Bestrafung des Verbrechens milde urtheilt und urtheilen muß, ist unerbittlich gegen den unbestraft gebliebenen Frevel. Das ist nur logisch. Und haben Sie

von Ihren unglücklichen Nachbarn wieder Etwas gehört?"

„Ich habe mehrmals von ihnen gehört, bis ich sie zuletzt aus dem Gesichte verloren habe. Es ging ihnen sehr gut in dem Orte, wohin sie gezogen waren. Der Mann trat aus dem Militärdienst aus, privatisirte und hatte viel Glück in allen seinen Unternehmungen, so daß er jetzt einer der angesehensten Männer des Ortes, eine „Notabilität," wie man sich im modernen Stil ausdrückt, geworden ist. Er ist Alcalde gewesen, Deputirter der Provinz und wer weiß was noch Alles in der unübersehbaren constitutionellen Beamtenpflanzschule. Sie war immer glücklich in ihrem eingezogenen häuslichen Leben."

„Also," sagte der Fremde mit einem herben und bittern Lächeln, „dem Hause ist der Eindruck geblieben, der in den Herzen erloschen ist?"

„Dem Hause ist der Eindruck des Verbrechens geblieben; in den Herzen ist der des Schmerzes milder geworden. Der Schmerz kann nicht ewig dauern in dieser Welt; so hat es Der angeordnet, der weiß, was für uns gut ist. Jeden Tag läßt eine neue Sonne die, welche am Abend zuvor verschwunden ist, vergessen; jede Blume, die ihren

Schooß öffnet, zieht den Blick von der, welche verwelkt, ab. Die Abwesenheit ist ein ziemlich undurchsichtiger Schleier. Das, was kommt, verschlingt Das, was ist, und die lebhafte Erregung, die es erzeugt, schwächt die Eindrücke, wie die Lebhaftigkeit der Farben vor den Strahlen der Sonne verschwindet. Und spötteln Sie nicht über das Vergessen, diesen Balsam, dieses Universalheilmittel, dieses süße Lebenselirir, welches Gott den Sterblichen schickt, wie den Pflanzen den erfrischenden Thau; was würde ohne dasselbe aus uns werden?"

„Ich weiß nicht," erwiederte der Herr, „ob ich das, was Sie sagen, eine erhabene Philosophie oder den Wahlspruch des großen Haufens: Was geht's mich an? nennen soll."

„Stellen Sie es weder so hoch noch so niedrig: es ist eine einfache und praktische Wahrheit; eine von den vielen Anordnungen der Natur, gegen die sich der menschliche Stolz vergebens empört. Aber sagen Sie mir, wollen Sie das Haus beziehen? Es würde mich sehr freuen, wenn die Gegenwart einer guten und liebenswürdigen Familie die Unheimlichkeit dieses Todtenhauses verscheuchte, wie das Lächeln der Morgenröthe den finstern Blick der Nacht."

„Ich danke Ihnen, Señora; ich werde es nicht

beziehen. Obwohl ich ein Sohn dieses vorurtheilsfreien Jahrhunderts bin, so hat doch der realistische Geist, der dasselbe beherrscht, nicht die Eindrücke in mir ersticken können, die der Geist vom Ueberirdischen empfängt, und da jenes Haus das Geheimniß des furchtbaren Frevels bewahrt, da es einzig und allein die unbestraften Verbrecher kennt, so mögen die Guten vor ihm fliehen, und es mag mit seinem Geheimniß allein bleiben, wie Alle, deren Gewissen durch irgend ein Vergehen befleckt ist."

Viertes Capitel.

Val de Paz.

Es gibt einen Ort, den wir mit erdichtetem Namen Val de Paz nennen wollen. Er hat sich zu seinem Sitz ein Thal auserlesen, das zwischen den letzten Höhenzügen einer großen Gebirgskette liegt. Eine glänzende Sonne vergoldet seine Kornfelder, klare Quellen bewässern seine Gärten, in welchen der dichtbelaubte Orangenbaum seinen Mantel, gleich einem Könige, mit Perlen bedeckt, wo die feine Granate sich mit Korallen, der sanfte Mandelbaum mit Rosenguirlanden schmückt und die gewöhnlichen Obstbäume zeitig ihr weißes Kleid anlegen, welches so vergänglich ist, daß es schon wieder abfällt, bevor der flüchtige Lenz, der es ihnen angezogen hat, geschieden ist.

Von der übrigen Welt ist Val de Paz durch

die Berge getrennt, die sich rings umher, gleich ungeheuern Schirmen, mit welchen die Natur die Wiege eines ihrer Kinder umgeben hat, erheben. In der Mitte des Ortes steht ernst und ruhig die noch nicht entweihte Kirche. Unter dem Dache des Landmanns ruht, noch hoch geehrt, der Pflug, der arbeiten lehrt und zum Lohne das tägliche Brot gibt. Die kleinen Mädchen lernen den Katechismus, küssen dem Pfarrer die Hand und bitten ihre Eltern um ihren Segen. Die Aufklärung des Jahrhunderts der Neuerungen hatte, wie man sieht, sich verächtlich von solcher Verfinsterung abgewandt, hatte Val de Paz unter die Mumien gezählt, es aus der Liste der Lebendigen gestrichen, und wie zu einem zweiten verschütteten Pompeji mit tiefer Absicht und in ernst feierlichem Tone zu ihm gesprochen: Die Erde sei Dir leicht!

Es war ein Frühlingsabend nach einem Sommertage; denn das sanfte Lüftchen, welches wehte, hatte sich wie ein Sybarit im Schnee der hohen Gipfel erfrischt und sich hierauf in den Cistensträuchern, welche deren Abhänge bedecken, mit Duft beladen. Die ruhige Dämmerungsstunde brach für das Thal früher an, da die Strahlen der Sonne nur noch die Spitzen der Berge vergoldeten, deren

Häupter ganz in einem Feuermeere zu flammen schienen, wie in den Gebirgen von Asturien bei Gelegenheit jener berühmten Waffenthat, welcher der Ahnherr der Cienfuegos seinen Namen verdankt. Kein Wolkenstreifchen war am Himmel, hinter welches sich die letzten rosigen Strahlen der Sonne hätten flüchten können. Man hörte das muntere Gemurmel des Schöpfwassers, welches sich in hundert verschiedenen Richtungen durch die Gärten verbreitete. Gehorsam den ihm vom Menschen vorgezeichneten Pfade folgend, sah man das Kind der Wolken und der Quellen bald einen Orangenbaum wie ein Gürtel von polirtem Stahl umgeben, bald sich wie eine Decke von Krystall über ein frisch gesäetes Feld verbreiten und dann unentschlossen still stehen zwischen den Lockungen der Sonne, die es anzog, um sich mit seinem Schleier zu bedecken, und der Anziehungskraft der Erde, welche begierig mit ihm die lieblichen Pflanzen zu nähren wünschte, die ihr reiches Kleid bilden. Man hörte die Grille, die älteste Tonkünstlerin der Welt, die ganz außer sich darüber ist, daß sie ungeachtet ihrer fortwährenden Reclame nicht für die Altmutter der Musiknarrheit erklärt wird. Man hörte das Blöken der Schafe, das so sanft ist wie ihr Gemüth, so weich wie ihr Fell, so traurig wie das Symbol des

Opfers, das sie darstellen, das langgezogene Gebrüll der Kuh, die ihr Kalb ruft, das eintönige Summen des dummen und schwerfälligen Maikäfers, der immer die Nase entlang fliegt, ohne sich darum zu kümmern, daß er mit denen anderer Leute zusammenstößt. Man sah die Hausschwalben mit fröhlichem Gezwitscher ihre raschen nnd wunderlichen Kreise durch die Luft beschreiben, bei welchem Anblicke die Kinder mit brüderlicher Theilnahme zu sagen pflegen: „Jetzt kommen die Kinder aus der Schule.“ Die harmlosen Fledermäuse begannen jetzt ihren schweigenden Flug, diese armen Vögel ohne Federn, die sich wie verschämte Arme vor dem Lichte des Tages verbergen, die so häßlich sind, daß man sie auf dem Lande „Fratzenbildchen“ nennt, und so verfolgt werden, daß sie sich fragen: „Glaubt denn etwa der Mensch, daß wir unser Dasein mit Unrecht besitzen, da wir es doch von demselben Schöpfer haben, wie er das seinige?“ Die Frösche, die Dorfsirenen, welche zum Genusse des Bades zwischen ihrem frischen Rohrdickigt einladen und verführen, stimmten ihre klare Nachtmusik an. Die fleißigen Bienen verließen summend ihr Tagewerk, weil sie in den Blumen schon Thau mit dem Honig gemischt fanden. Man hört den traurigen Klageton, womit die Eule aufzufordern

scheint, zu ihr zu kommen und sie zu trösten; ihr Geschrei klingt so schwermüthig inmitten des harmonischen Concertes der Natur, als sollte es zum Beweise dienen, daß es in derselben eine Stimme gibt, wie im Menschenherzen eine Saite, die immer einen melancholischen Ton gibt, wenn auch der Tag glänzend und die Nacht heiter gewesen ist.*) Nur das ernste und menschenfeindliche Käuzchen, dem dies allgemeine Concert bei herannahendem Dunkel unangenehm war, sah aus dem Thurme, in welchem es meditirt und kritisirt, hervor und rief sein energisches Pst! Pst! dazwischen, wie um Schweigen zu gebieten.

Alle diese ländlichen Stimmen aber, in welchen für Jeden, der die Natur praktisch zu genießen versteht, ein so unendlicher Zauber liegt, wurden durch die klangreiche, biegsame und ausdrucksvolle Stimme

*) In andern Gegenden Andalusiens führt die Ohreule (mochuelo) den Namen corneja (Krähe). Das Landvolk behauptet, die Krähe habe am besten von allen Vögeln gesungen, und sei, als Christus am Kreuze starb, zugegen gewesen. Seitdem habe sie ihren Gesang vergessen und den klagenden Ton angenommen, womit sie immer wiederholt Cruz! cruz! cruz! (Kreuz!) O religiöse Poesie, Ideal von Gläubigkeit, Zartheit, süßer Melancholie und Reinheit!

Anm. d. Verf.

des Menschen, durch den Gesang der nach Hause zurückkehrenden Feldarbeiter unterbrochen. Wer hat diese Leute singen gelehrt? Wer hat ihnen die hohe und sinnige Poesie des Textes, die zauberisch-originelle Weise ihrer Gesänge eingegeben? Das Gefühl, das keiner Kunst bedarf; denn ohne Gefühl ist die Kunst ein Leichnam, ein schöner Körper ohne Seele.

Leihen wir aber dem stattlichen Jüngling unser Ohr, der den andern vorausgeeilt ist und dessen Gesang ein niedliches Mädchen an's Fenster gelockt hat, die jedoch hinter den Schlinggewächsen des Gitters verborgen steht.

Das Bildniss.

Kind, Deinem Köpfchen
Gab die Natur
Durch gold'ne Löckchen
Selbst die Frisur.

Dem Schlachtfeld gleichet
Die Stirne schön,
Auf der die Banner
Der Liebe wehn.

Gibt's einen Pinsel
(Ich glaub' es kaum)
Der schöner malet
Der Brauen Saum?

Dem Morgensterne
Dein Auge gleicht,
Wenn früh am Himmel
Der Mond erbleicht.

Du hast ein Näschen,
Scharf wie ein Schwert,
Das in die Herzen
Durchbohrend fährt.

Und Deiner Lippen
Korallenpaar
Spielt mit den Zähnen
Verstecken gar.

Hast in dem Kinne
Ein Grübchen fein,
Darin ich möchte
Begraben sein.

Und schön'rer Arme
Hat, ihrer Zeit,
Selbst Mutter Eva
Sich nicht erfreut.

Dem Palmbaum gleichst Du
An Wohlgestalt,
Der schlank sich strecket
Im grünen Wald.

So lustig schreitet
Dein Fuß dahin,
Daß wo Du wandelst,
Die Rosen blühn.

Das ist, o Mädchen,
Dein Conterfei;
Mit Farben füll' es
Der neue Mai.*)

---

*) Eine sehr hübsche Melodie vollendet den Zauber dieses herrlichen Volksliedes. Anm. d. Verf.

Fünftes Capitel.

Die Einquartierung.

Wie wir schon bemerkt haben, war in dieses altmodische, altchristliche, so heiter und friedlich von dem Lichte seiner Altäre und der Sonne beleuchtete spanische Dorf die Aufklärung des Jahrhunderts noch nicht eingedrungen. Wo die oben geschilderten Harmonien erklangen, hatte man weder politische Reden, noch patriotische Gesänge gehört; man hatte da keinen Begriff davon, daß Jemand sich freiwillig anwerben lassen könnte, den Soldatenrock zu tragen, und noch weniger von dem Zwecke, zu welchem so Etwas geschah. Wie groß war daher das Erstaunen der reactionären Bewohner von Val de Paz, als sie eines Abends einen halb bäuerischen, halb soldatischen Haufen in's Dorf ein-

ziehen sahen unter dem wahnsinnigen Geschrei: „Es lebe die Freiheit!“

Beim Anblicke dieser Schaar bewaffneter und staubbedeckter Menschen, und dem ihnen ganz fremdartigen Geschrei, geriethen die Bewohner von Val de Paz in Bestürzung. Es verbreitete sich daher das Gerücht, es seien Gefangene, die aus dem Gefängnisse der Hauptstadt entkommen wären, sich in's Gebirge geflüchtet hätten und nun ihre wiedererlangte Freiheit hochleben ließen. Die Bestürzung war allgemein, bald aber beruhigten sich die Gemüther, als man den scharfen Ton der Trommel vernahm und eine Colonne Soldaten in guter Ordnung und gemessenen Schrittes den Abhang herunterkommen sah.

Man muß bemerken, daß das Volk für die aus seinem Schooße hervorgehenden Soldaten eine tiefe Sympathie, gemischt mit Bedauern und Bewunderung, empfindet; es betrachtet sie zwar als Schlachtopfer, aber als Schlachtopfer für eine heilige Sache, d. h. für die Sache ihres Glaubens, ihres Königs und der Unabhängigkeit, nicht der individuellen, sondern der des Landes, der Freiheit, welche in dem heldenmüthigen und unsterblichen Kampfe,

der als Lorbeerkranz und Ehrenzeichen diesen Namen behalten hat, vertheidigt wurde.

Mit der Ankunft dieser Truppen klärte sich Alles auf. Nun hieß es (aber in Val de Paz wußte man Nichts davon), daß im Gebirge eine Bande von Rebellen hause und ein Corps von Nationalfreiwilligen und Linientruppen komme, um sie zu verfolgen. Die erstern waren Diejenigen, die durch ihren etwas lärmenden Einzug das Dorf alarmirt hatten; nachdem sich aber die Sache aufgeklärt hatte, beruhigten sich die Gemüther, und die Bewohner von Val de Paz waren nur erstaunt, erstens, daß Soldaten vorhanden waren, ohne daß eine Recrutenaushebung stattgefunden hatte, zweitens, daß unter den Soldaten Leute unter zwanzig und über fünfzig Jahre waren, drittens, daß man die Freiheit hochleben ließ, ohne gefangen gewesen zu sein, und viertens, daß Rebellen im Gebirge waren.

Die Freiwilligen durchstreiften die Umgegend, liefen sich Blasen an den Füßen und fanden Nichts; sie kehrten daher zurück, woher sie gekommen waren, und kamen von der Sonne gebräunt wieder nach Hause. Die Schuhmacher ihres Dorfes veranstalteten eine Feierlichkeit zu Ehren des heiligen Crispin.

Die Linientruppen hatten Befehl, in Val de

Paz zu bleiben. Der Hauptmann, der sie befehligte, wurde bei der Wittwe eines reichen und geachteten Landmanns einquartirt. Diese hatte einen Sohn, der die Landwirthschaft ohne Neuerungen und ganz in der Weise, durch welche sein Vater und seine Vorfahren reich geworden waren, betrieb, und eine Tochter von funfzehn Jahren, welche die Sonne jener bescheidenen, rechtschaffenen und tugendhaften Häuslichkeit war.

Der Hauptmann, Namens Don Andres Peñ-alta, war ein Mann von nicht unangenehmem Aeußern aber von trübsinnigem Charakter und erbittert durch mehrfach getäuschte Erwartungen in seiner Laufbahn, in welcher er, gleich Vielen in Zeiten der Unordnung und Umwälzung, ein Opfer widriger Umstände geworden war. Dies hatte ihn um so empfindlicher berührt, als er der Typus einer Classe von Menschen war, die in unserer Zeit ziemlich häufig sind, nämlich derjenigen, die sich immer für zu gut für ihre Stellung halten.

Nichtsdestoweniger schien die liebliche Atmosphäre jenes friedlichen Hauses einen wohlthätigen Einfluß auf das finstere und verschlossene Gemüth des in seinem Stolze beleidigten Mannes zu haben. Er fühlte sich hingezogen zu dem jungen Mädchen,

das der Abgott ihres Hauses und die Zierde des Dorfes war, allen Zauber der Jugend und Unschuld besaß, so wie Garantien des Glücks, welches die Tugend sichert, und des Wohlergehens, welches äußere Güter versprechen. Letzteres besonders mußte lockend sein für einen Mann, dessen Sucht nach Stellung und Ansehen in der Welt durch die Ungunst der Umstände nur noch gewachsen war.

Durch seine glänzende Uniform und sein „respectvolles“ Wesen, wie man sein stolzes Auftreten im Dorfe nannte, hatte sich Peñalta die allgemeine Bewunderung erworben, ganz besonders aber die seiner Wirthinnen. Als er daher eines Tages bei Frau Mariana um ihre Tochter Rosalia anhielt, konnte und wollte die Mutter ihre Befriedigung nicht verbergen. Als die gehorsame Tochter sah, daß ihre Mutter zufrieden war, war sie es nicht minder, die Gevatterinnen und Nachbarinnen stimmten ein und nur Mariana's Sohn äußerte sein Mißfallen und widersetzte sich entschieden der beabsichtigten Verbindung. Er stellte seiner Mutter vor, daß ihr Vermögen, welches in einigen Capitalien, hauptsächlich aber in ihrer weitläufigen Ackerwirthschaft und ihrem zahlreichen Viehstande steckte, sich, ungetrennt, vermehrte, wenn dagegen Jeder seinen eigenen Weg

ginge, wenn man theilte und zu Gelde machte, dies zu Aller Schaden gereichen würde. Er bewies mit guten Gründen, daß seine Schwester einen Einwohner des Dorfes heirathen und den Ort, wo sie erzogen wäre, wo vom Vater auf den Sohn Alle glücklich, geliebt und geachtet gelebt hätten, nicht verlassen dürfe. Aber diese verständigen Bemerkungen vermochten Nichts über die in ihren Illusionen befangene Doña Mariana, die über das glänzende Loos ihrer Tochter Rosalia entzückt war, und der fortgesetzte Widerstand ihres Sohnes diente nur dazu, die gute aber beschränkte Frau zu erbittern, die schließlich äußerte, er dränge wahrscheinlich nur darum so darauf, das Vermögen ungetheilt zu lassen, um selbst den besten Theil desselben zu ziehen. Trotz dieser harten und ungerechten Beschuldigung, die der guten Frau in den Mund gelegt worden war, fuhr der Sohn fort, sich der Heirath seiner Schwester offen zu widersetzen, so daß die Mutter, seiner Hartnäckigkeit müde und hingerissen von übergroßer Liebe zu ihrer Tochter, erklärte, sie würde sich nie von ihr, wohl aber von einem halsstarrigen Sohne trennen, und der Erstern folgen, wohin sie auch gehen möchte.

Dieser Plan der wohlhabenden Wittwe konnte

dem Hauptmanne nur willkommen und angenehm sein, und er beeilte sich daher, ihm beizustimmen und ihn zu unterstützen.

Bald darauf wurde die Hochzeit gefeiert und die neue Familie reiste ab.

Sieben Jahre hinter einander lebten die Leute in ununterbrochenem Frieden, Dank dem engelgleichen Charakter von Mutter und Tochter, ihrer gänzlichen Anspruchslosigkeit und der Kleinheit des häuslichen Kreises, in welchem sie sich bewegten; denn Beider Existenz beschränkte sich darauf, den Hauptmann, der inzwischen bis zum Commandanten aufgestiegen war, zu bewundern, und die drei Kinder, welche der Ehe entsprossen waren, anzubeten. Außerdem waren sie vollständige Nullen, denn der übermüthige Stolz des Commandanten hielt sie unter stetem Drucke.

Was ist das für eine traurige Welt, wo man sich nur durch Eroberung einen Platz erwerben, und wo man sich nur auf demselben erhalten kann, indem man ihn verschanzt! Schwache und jämmerliche Menschheit, die den bescheiden Nachgebenden unterdrückt und den hochmüthig sich Erhebenden verehrt! Schon dies reicht hin, uns zu beweisen, wie niedrig wir Menschen stehen, und den sehnlichen Wunsch nach jener höhern Gerechtigkeit in uns zu

erwecken, für die es weder einen blendenden Glanz, noch eine undurchdringliche Dunkelheit gibt.

So kam es, daß bei diesen Frauen genügsame Bescheidenheit, nachgebende Demuth, anschmiegende Güte, weit entfernt als die schönsten und vollkommensten Perlen unter den weiblichen Kleinodien geschätzt zu werden, nur dazu dienten, sie als schwach und unbedeutend erscheinen zu lassen, und den, welchen sie verehrten, in seiner Geringschätzung und seinem Despotismus zu bestärken.

Da Don Andres Peñalta eine ungemeine Eigenliebe und einen namenlosen Hang besaß, für einen Mann von Tugenden zu gelten, ohne deren zu besitzen (eine catonische Heuchelei, die an die Stelle der religiösen getreten ist), so behandelte er seine Frau und Schwiegermutter in Gegenwart von Fremden mit großer Rücksicht und Liebe und spielte, wie die Franzosen sagen, „den guten Fürsten," d. h. er ließ sich wohlwollend zu Denjenigen herab, die sich vor ihm neigten; in der Stille des häuslichen Lebens aber entschädigte er sich dafür und behandelte sie mit dem größten Hochmuthe und unverholener Verachtung.

Rosaliens linkisches Wesen und die Verstöße, die sie in Gesellschaft zu machen pflegte, erregten seinen Unwillen; die arme junge Frau, die auf dem

Dorfe erzogen war, wußte natürlich Nichts von der Feinheit und Etikette einer großen Stadt, verstand nicht, sich elegant zu kleiden, oder drei bis sechs Stunden bei ihrer Toilette zuzubringen, konnte weder singen, noch tanzen, noch Clavier spielen, weshalb der hierdurch in seiner thörichten Eigenliebe beleidigte Gatte, um seinen Zorn auszulassen, seine arme Frau fortwährend mit dem Vorwurfe kränkte und demüthigte: Du verstehst Nichts.

Ueber zwei Dinge vermag der gehässige und ungerechte Despotismus Nichts: über das Eisen, das ihm immer gleiche Kraft entgegensetzt, und über das Rohr, das sofort nachgibt; deshalb war in dem Hause tiefer Frieden, denn der Despotismus, der in demselben herrschte, fand nur weiche und schwache Rohrstäbe. Der Wille des Despoten ging über die innere Häuslichkeit dahin, wie der Stoß eines Orkans über ein ebenes Feld, das nicht unfruchtbar und wüst, sondern mit weichem und frischem Rasen bedeckt ist.

Sechstes Capitel.

Die Aufgabe.

Im Verlaufe dieser Zeit waren Frau Mariana's Beziehungen zu ihrem Sohn immer unfreundlicher geworden, denn die gute Frau, die ganz von ihrem Schwiegersohne beherrscht wurde und Alles that, was er wollte, war mit den Rechnungen nicht einverstanden, die Ersterer, der nach wie vor seiner Mutter Vermögen in Verbindung mit dem seinigen verwaltete, ihr zusandte, und schließlich verlangte Frau Mariana, gehorsam den Rathschlägen des Don Andres, die Theilung des Vermögens und die baare Herauszahlung ihres Antheils. Nach vielen Streitigkeiten war dieses Arrangement endlich, kurze Zeit nach der Ankunft der Familie in M***, zu Stande gekommen. Dieser Ausgang befriedigte Alle, und der guten Frau fiel ein Stein vom Herzen,

als sie auf diese Weise jeden Anlaß zum Zwist, sowohl mit ihrem Sohne wie mit ihrem Schwiegersohne, für die Zukunft abgeschnitten hatte.

Als sie eines Morgens aus der Kirche zurückkam, war ein Notar als Bevollmächtigter ihres Sohnes dagewesen und hatte ihr 500 Goldunzen*) als letzte Rate ihres capitalisirten Vermögens ausgezahlt. Frau Mariana hatte in Folge dessen die Schlußquittung unterschrieben und saß hoch erfreut über die Beendigung dieser Angelegenheit neben ihrer Tochter, als ihr ältester Enkel, aus der Schule kommend, in's Zimmer trat. Er brachte mit großem Triumph eine von ihm geschriebene Aufgabe, die er seiner Großmutter zeigte. Diese nahm sie hin mit jenem freudigen Wohlgefallen, welches sie über Alles, was ihre Enkel thaten, empfand, und las den mit fester Hand geschriebenen Spruch, mit welchem die Seite begann und die der Knabe in den folgenden Zeilen immer wieder abgeschrieben hatte. Er lautete:

„Rechne nicht auf den folgenden Tag, denn er ist Dir nicht gewiß.“

Die Dame sah jede Zeile mit einer Miene der Zustimmung an und sagte zu dem Knaben:

---

*) Eine Goldunze = etwa 38 fl. rhein.

„Ist das immer dasselbe, Andresito?“

„Ja, Großmama,“ antwortete dieser, „alle Zeilen enthalten dasselbe wie die Vorschrift, nur die letzte nicht.“

Die Großmutter sah unten hin und las: „Geschrieben von Andres Peñalta am 20. März 1840.“

„Kind,“ sagte die Dame, „wir haben ja heute erst den 19., den Tag des Patriarchen.“

Der Knabe fing an zu lachen und erwiederte: „Ja, da habe ich mich wirklich geirrt. Aber was schadet das? Wir wollen denken, ich hätte es morgen geschrieben.“

„So schnell vergissest Du die Sprüche, die Du schreibst, Kind?“ sagte die Großmutter. „Es heißt ja: „Rechne nicht auf den morgenden Tag, denn er ist Dir nicht gewiß.“

„Gut, ich will es ändern,“ erwiederte der Knabe, indem er das Blatt ergriff und davonlief. Einen Augenblick darauf kam er wieder und gab es seiner Großmutter.

Kaum aber hatte diese einen Blick darauf geworfen, als sie ausrief:

„Aber Kind, warum hast Du denn die Zahlen mit rother Tinte corrigirt? Jesus, das sieht ja aus wie ein blutiges Datum.“

„Die rothe Tinte stand auf Papa's Tisch und ist sehr hübsch," antwortete der Knabe.

„Mir kommt sie sehr häßlich vor," bemerkte seine Mutter, „und macht die Verbesserung sehr sichtbar. Zerreiß das Blatt, mein Sohn, und morgen, so Gott will, wirst Du Deiner Großmutter eine bessere Seite schreiben."

„Nein, nein," sagte diese; „gib sie mir, mein Herzenskind. Für mich hast Du sie geschrieben und sagst mir darin etwas sehr Gutes und Frommes, nämlich: daß ich nicht auf den morgenden Tag rechnen soll, weil er mir nicht gewiß ist, d. h. daß wir immer vorbereitet sein müssen auf den Tod, der uns vor den Richterstuhl des großen Richters der Seelen führt; deshalb will ich es als eine gute Erinnerung und einen noch bessern Rath behalten. Und," fügte sie hinzu, indem sie eine Rolle mit zwanzig Unzen vom Tische nahm, „ich bin so zufrieden mit Deinem Fleiß und dieser Seite, die Zeugniß davon gibt, daß ich diese zwanzig Unzen für Dich bestimme, und Du sollst sie nach meinem Tode erhalten. Damit man es weiß, will ich diesen meinen Willen unter das Blatt schreiben und die zwanzig Unzen hineinwickeln."

Die Dame nahm die Feder, mit welcher sie

eben die Quittungen unterschrieben hatte und schrieb unter das rothe Datum und den Namen des Knaben, der eben so hieß wie sein Vater: „dies hinterläßt ihm zum Andenken: Mariana Perez.“

Hierauf wickelte sie die zwanzig Unzen in das Blatt, verschloß sie mit dem übrigen Gold in einen Kasten und ging in ihr Zimmer.

In jener Nacht wurde an der alten Frau der abscheuliche Mord begangen, den wir im Anfange dieser Geschichte erzählt haben, woselbst auch der Schmerz der armen Rosalie über ein so unerhörtes Unglück, so wie der tiefe Eindruck desselben auf den Gatten geschildert worden ist, der vielleicht damals bereute, daß er dem unglücklichen Opfer, das ihn so sehr geliebt und hochgeachtet, das Leben so verbittert hatte.

Der Verlust, welchen sie durch den bedeutenden Diebstahl, von welchem Nichts wiederzubekommen war, erlitten, das Geheimniß, in welches, trotz der vielen sorgfältigen Nachforschungen, die That gehüllt blieb, die Ueberzeugung, einen verborgenen aber schlauen Feind zu haben, machten der Familie den fernern Aufenthalt in jener Stadt unerträglich, und auf das Gesuch des Commandanten wurden sie an einen entfernten Ort versetzt.

Siebentes Capitel.

Eine Notabilität.

Zehn Jahre waren in ihrem neuen Wohnorte verflossen, wo gleich bei der Ankunft sowohl der Mann wie die Frau die beste Aufnahme gefunden hatten. Ihre Glücksumstände verbesserten sich sehr. Don Andres beerbte einen in Amerika gestorbenen Onkel, nahm seinen Abschied, wurde Capitalist und widmete sich mit gutem Erfolge verschiedenen Unternehmungen, wie z. B. Klöster niederzureißen, deren höchst werthvolle Materialien er wohlfeil verkaufte. Er war Alcalde gewesen und jetzt Abgeordneter der Provinz, mit einem Worte eine Notabilität und der Typus des modernen Staatsbürgers geworden, d. h. er hatte immer den Mund voll hochtönender mit fremden Ausdrücken gespickter Phrasen, war ein eifriger Apostel der Moral, ein gewaltiger Herold

der Philanthropie, ein kühner Gegner des Aberglaubens, wozu er auch die Heilighaltung des Sonntags und der Festtage zählte, ein Priester der Göttin der Vernunft und ein Erzpriester des heiligen Positivus, Großmeister des Dünkels, Professor der modernen „freien Künste“ der Nichtachtung und des Hohnes und ein geschickter Baumeister seines eignen Piedestals, kurz, Nichts fehlte diesem Vorbilde des modernen Lebens, der für den Salomo des Friedensgerichtes galt und für den Demosthenes einer neu eingesetzten Commission zum Bau eines Canals, deren Arbeiten durch häufige Versammlungen und Stöße von Acten schon sehr vorgeschritten waren, so daß zur Ausführung des projectirten Canals nur noch das Geld fehlte, um ihn zu graben, und das Wasser, um ihn zu füllen.

Es ist nicht unsere Absicht, in Don Andres die gegenwärtige Zeit zu personificiren, sondern nur ihren Einfluß, und es ist sicher, daß er in einer entgegengesetzten Ordnung der Dinge ein Vorposten der Intoleranz, ein Fanatiker des Hergebrachten, ein Cerberus des Schlendrians und der Todfeind nützlicher und nothwendiger Verbesserungen geworden sein würde. Dies sagen wir zu Ehren der Wahrheit und zu Gunsten der Genauigkeit des von uns

geschilderten Typus, und keineswegs, um der gegenwärtigen Zeit ihr häßliches Gesicht zu waschen.

Ruhige Seelen genießen des Vortheils, daß das Mißgeschick sie nicht niederschmettert, weiche Gemüther haben den, frei von heftigen und leidenschaftlichen Gefühlen zu sein, und geduldigen Charakteren ist es eigen, in ihren Leiden nicht bitter und verstockt zu werden. So war denn auch Rosalie zu ihrem natürlichen Zustande der Seelenruhe zurückgekehrt, der ohne Zweifel etwas Prädestinirtes ist.

Sie würde sich sogar glücklich genannt haben, hätte nicht ihr Mann, den seine günstige Lage, der Erfolg seiner Unternehmungen und das allgemeine Ansehen, das er sich zu erwerben gewußt, immer aufgeblasener machten, die arme Frau von Tag zu Tag härter und geringschätzender behandelt.

Die Erziehung ihrer Kinder, die Rosalie verzog, war das unaufhörliche Thema seiner Vorwürfe und der Anlaß zur Wiederholung seiner fortwährenden Beleidigung: Du verstehst Nichts. Zuweilen weinte dann Rosalie, zuweilen ergab sie sich geduldig, nie aber erwiderte sie Etwas, denn sie dachte bei sich selbst: Mein Mann, der so viel versteht, muß das natürlich denken und sagen, da ich Nichts verstehe als nähen und beten.

So wahr ist es, daß die angeborene Tugend, eben so wie die Unschuld, sich selbst nicht kennt! Die Zeit aber sollte Don Andres lehren, wie viel die Frau versteht, die Christin zu sein versteht, und wie viel Vorzüge die bescheidenen Tugenden vor den heroischen haben.

Achtes Capitel.

Das Legat.

Eines Tages, als Rosalie ihrer Tochter, einem eben so sanften Kinde wie die Mutter gewesen war, Unterricht gab in dem, was sie verstand, nämlich im Nähen und Beten, trat ihr jüngster Sohn herein.

„Mutter,“ sagte er, ihr ein Papier hinhaltend, „sieh einmal, da ist eine Seite, die Andres geschrieben hat, als er noch ganz klein war.“

Rosalie nahm das Blatt und las mit erstaunter Miene:

Rechne nicht auf den morgenden Tag; denn er ist Dir nicht gewiß.

Unten auf dem Blatte stand roth und blutig das Datum: am 19. März 1840, geschrieben von Andres Peñalta, und darunter von der Hand ihrer Mutter, des unglücklichen Opfers des

geheimnißvollen und unbestraft gebliebenen Verbrechens, ihr folgendes einzige Testament: Dies hinterlasse ich ihm zum Andenken: Mariana Perez.

„Wo hast Du das Papier gefunden?“ fragte Rosalie mit so seltsamer und klangloser Stimme, daß ihre Kinder sie erschrocken ansahen.

„In Papas Zimmer, zwischen alten Papieren,“ antwortete der Knabe.

Bleich wie der Tod stand Rosalie auf, eilte in ihr Zimmer, schob den Riegel vor und schloß die Fenster, um das Tageslicht nicht zu sehen.

Der Schleier, der zehn Jahre lang auf der Ermordung ihrer Mutter geruht hatte, war vor ihren Augen weggezogen; das entsetzliche Geheimniß trat aus seinem Schatten hervor; das Opfer erinnerte noch aus seinem Grabe an das blutige Datum in einem mit dem geraubten Golde aufbewahrten Documente, das sich nur im Besitze des Räubers und Mörders befinden konnte, und dies anklagende Document befand sich im Besitz ihres Gatten!

Rosalie warf sich auf's Sopha und bedeckte das Gesicht mit den Händen. So blieb sie drei Stunden unbeweglich wie das Bild des Entsetzens, kalt wie ein Leichnam, stumm wie ein vom Schlage Gerührter.

Die erste Stunde dachte sie nicht: alle ihre

Gedanken waren wie durch einen furchtbaren Schwindel unter einander geworfen. In der zweiten Stunde ging die Verzweiflung in ihrer Seele umher wie der Löwe durch seinen Käfig, spähend nach einem Ausgang und suchend nach einem weiten Raum, um sein Gebrüll auszustoßen. In der dritten Stunde nahete sich ihr würdevoll und streng die Ueberlegung, an der einen Hand die christliche Mäßigung, an der andern die menschliche Klugheit führend, die erstere mit ihrem Zügel, die zweite mit ihrem Fernglase. Da faltete die Christin, Mutter und Gattin die Hände und rief aus:

„Dein, Dein, o Vater und Richter, ist die Gerechtigkeit! Dein, Dein ist die Rache!"

Gestärkt stand sie auf, zündete ein Licht an, an dessen Flamme sie mit entschlossener Hand das anklagende Blatt verbrannte und warf sich in's Bett.

Bald darauf kam ihr Mann und fragte mit seinem gewohnten rauhen Tone, was die verschlossene Thür bedeute.

Als sie die Stimme des Mörders ihrer Mutter hörte, als sie seine Nähe fühlte, bemächtigte sich der Unglücklichen ein furchtbarer Schauder und mit klappernden Zähnen antwortete sie, sie sei krank.

Der Gatte entfernte sich verdrießlich; er gestand ihr nicht einmal das Recht zu, krank zu sein!

Acht Tage blieb Rosalie eingeschlossen und ließ Niemand zu sich, nicht einmal ihre Kinder; angeblich wegen heftigen Kopfwehs, in Wahrheit aber, weil sie fürchtete, das schreckliche Geheimniß, das sie in ihrem zerrissenen Herzen ersticken wollte, möchte sich durch ein Geschrei der Verzweiflung Luft machen.

Ueberdies wünschte sie zu jenem Zwecke, durch Schwächung ihres Körpers mittels Hunger und Thränen, ihre physischen Kräfte zu vermindern, dagegen aber im Gebete und in ihrer Mutterliebe moralische Kraft zu sammeln.

Als sie aufstand und ihr Mann sie zuerst sah, trat er erschrocken einige Schritte zurück; und er hatte Grund dazu! Das Haar der jungen Mutter war grau geworden. Auf ihren abgemagerten Zügen war die grünliche Blässe der Gelbsucht gelagert; ihre wirren und eingefallenen Augen glänzten fieberhaft in einem braunen Ringe.

„Wahrhaftig,“ sagte er, „Du bist krank und sehr krank! Du mußt viel gelitten haben!“

„Viel,“ antwortete die Dulderin.

„Aber warum hast Du nicht zu einem Arzte geschickt?“ fragte ihr Gatte verdrießlich. „Du ver-

stehst Nichts, nicht einmal für Dich zu sorgen, wenn Du krank bist!"

Noch ein Jahr lebte die Märtyrerin, den Todesstoß im Herzen, ohne andern Trost als die Gewißheit, daß er tödtlich war.

Ein volles Jahr dauerte ihr Hinabsteigen in's Grab! Das Leben ist zähe im dreißigsten Jahre.

„Aber was fehlt denn Ihrer Frau?" fragten Don Andres Peñalta seine vielen Freunde.

„Eine böse Gelbsucht, die ihren Körper und Geist aufreibt," antwortete dieser; „die Aerzte verschreiben Allerhand, aber Nichts verschafft ihr Linderung. Ich bin wirklich sehr besorgt." Und wenn er mit seiner Frau allein war, sagte er: „Der Arzt sagt, er kann die Ursache Deiner Krankheit nicht finden und Du gibst sie ihm nicht an. Du verstehst auch Nichts, nicht einmal zu erklären, was Dir fehlt!"

Endlich brach das fünfte Opfer des Verbrechens zusammen. Die Aerzte standen, nachdem alle Mittel erschöpft waren, rathlos da. Die Stunde der ewigen Ruhe war gekommen; der Beichtvater saß, Thränen und Tröstungen spendend, am Bette der Sterbenden.

Bereit, vor dem Richterstuhle Gottes zu erscheinen und fühlend, daß sie nur noch wenige Au-

genblicke zu leben hatte, gab die edle Dulderin den Anwesenden ein Zeichen, sich zu entfernen und rief ihren Gatten.

„Vater meiner Kinder," sprach sie mit feierlicher Stimme, zweierlei habe ich in diesem Leben verstanden."

„Du?" fragte der Mann erstaunt.

„Ja!"

„Und was war das?" rief der Verbrecher erschrocken aus, während ihm die Augen weit aus ihren Höhlen traten.

„Im Leben zu schweigen, weil ich Mutter war, und im Tode zu verzeihen, weil ich Christin bin," antwortete die fromme Märtyrerin und schloß die Augen, um sie nicht mehr zu öffnen.

Arme Dolores!

Es gibt Leute in dieser Welt, die auf Nichts rechnen können, nicht einmal auf den Zufall; denn es gibt Existenzen ohne Zufälligkeiten. Balzac.

Erstes Capitel.

Zwischen Sanlucar de Barrameda, wo der Betis entspringt und dem eleganten Cadix, welches sich zwischen die Wellen drängt, als ob es seinen Flotten entgegengehen wollte, hat sich auf einer nicht unbedeutenden Anhöhe das Dorf Rota gelagert, ein zwar ruhiges und bescheidenes Oertchen, aber von altem und edlem Ursprunge, wie die Geschichte und das den Herzögen von Arcos gehörige prächtige Schloß bezeugen, das so wohl erhalten ist und so gut gepflegt wird, daß .... man seine Gitter grün angestrichen hat. Die hundertjährigen Quadern, aus welchen die dicken Mauern des Schlosses bestehen, und das frische Grün, womit die starken Eisengitter überzogen sind, bilden nicht nur einen Contrast, sondern sogar einen Miß-

ton, den Leute von Verstand und Geschmack besser begreifen werden, als wir ihn ausdrücken könnten.

An der südwestlichen, d. h. der dem atlantischen Meere zugekehrten Seite fällt die Hochebene, auf der das Dorf liegt, aus bedeutender Höhe steil und senkrecht zur Küste hinab. Letztere hat das einförmige Ansehen, welches die Berührung des Meeres dem von ihm begrenzten Lande gibt; unfruchtbare, abwechselnd von den Wellen bespülte und wieder verlassene Sandflächen, auf welchen man aus unbestimmtem Drange irgend ein merkwürdiges von der See aus ihrem tiefen Schooße geschleudertes Geheimniß, oder irgend ein trauriges Ueberbleibsel eines unbekannten, einsamen Schiffbruches sucht, aber Nichts findet als unschuldige und hübsche Muscheln, einige Seesternchen, die mit ihrem Leben auch ihr Licht verloren haben; Schaum, der von den Wellen, denen er seine Schönheit und seinen Glanz verdankte, weggeschleudert und schmutzig und unansehnlich zur Erde gefallen ist; schwerfällige und durchsichtige Meerpolypen, noch in ihrer krystallenen Schleimmasse liegend, wie der Eidotter im Weißen, arme Geschöpfe, die nicht wissen, ob sie lebendig oder todt sind, weil das Leben in ihnen so starr ist, wie der Tod; irgend einen unbeholfenen Krebs, der

seine Mißgestalt auf seinen magern Füßen zum Laufen erhebt, mühsam und ungeschickt, wie ein Krüppel auf seinen Krücken; eine große Menge von Algen, welche die Wellen, die sie verschmähen, an's Land speien; irgend ein Stück Tau oder abgenutztes Holz, die keineswegs schreckenerregende Trümmer von Fahrzeugen, sondern nur von denselben ausgeworfen sind; endlich manche hübsche Arabeske, welche die feinen Füße der Möven in den glänzenden Sand gezeichnet haben. Das ist es, woraus die Strandflächen, die Spanien einfassen, bestehen, ein neutraler Boden, den die Erde nicht schmückt und den die Wellen nicht bedecken, ein Feld ohne Blumen, ein Meerbett ohne Perlen.

Zur Linken des Dorfes drängt sich das Meer in's Land hinein und bildet eine Bucht, die einen guten Hafen abgeben würde, wenn sie nicht so seicht wäre, daß sie bei niedriger See trocken bleibt und als eine weite Fläche von schwarzem und steinigem Schlamm daliegt. Wenn das Meer steigt, gelangt es bis zu den Häusern, die gegen sein Andringen durch einen natürlichen Steinwall geschützt sind, an welchen die Wellen mächtig anschlagen, wie ein gepreßtes Herz an die Brust.

An der Spitze des Dreiecks, welches der Ort

bildet, befindet sich der Molo, und an demselben liegen die Feluken, welche täglich Früchte und Gemüse nach Cadix bringen, und die Barken der halbverhungerten Lootsen, welche den reichen Gästen der Bai von Cadix entgegengehen, um sie an die Hand zu nehmen, damit sie nicht straucheln.

Die Abgelegenheit Rota's, das kein Durchfahrtsort nach irgend einer Gegend ist, von jeder Heerstraße, sein Mangel an Verbindung mit andern Dörfern, seine gänzliche Anspruchslosigkeit und große Unansehnlichkeit, geben ihm einen still-patriarchalischen Charakter, wie er namentlich in Seehäfen nicht sehr gewöhnlich ist.

Ein stilles und ruhiges Dorf an der Küste des Meeres, fortwährend betäubt von dem gewaltigen Tosen desselben, fortwährend zerstreut durch die dem Jahrhundert, in welchem wir leben, ähnliche Ruhelosigkeit des Elementes, auf welchem verwegene Barken, jede mit ihrer besondern Flagge, dahinfahren, bald vorwärts getrieben, bald in ihrem Laufe gehemmt durch Wellen und Strömungen, gleich den Menschen der gegenwärtigen Epoche; ein solches Dorf ist für uns nie das vollkommene Ideal des Ländlichen gewesen. Uns sagt dasjenige mehr zu, dessen Horizont nur Weizenfelder und Olivenwälder

bilden, dessen Stille nur durch den Gesang der Vögel, das Gackern der Hühner, das Rauschen der Bäume, den Klang der Glocke unterbrochen wird, und das zum nächsten Nachbar nur ein anderes hat, zu dem es „Gevatter“ sagt. Meer und Land sind Gegensätze wie Ruhe und Bewegung, Stabilität und Fortschritt, Sicherheit und Gefahr, Erzeugendes und Zerstörendes.

Trotzdem dürfte sich schwer ein Ort finden lassen, der friedlicher als Rota und dessen Einwohner arbeitsamer und thätiger im Ackerbau, der eigentlichen Industrie des Landes, wären. Alle Bewohner von Rota bebauen selbst ihr eigenes Land; große Grundbesitzer gibt es wenige. Der Wein, die Melone, die Wassermelone und Gemüse aller Art, das immer frühzeitig und sehr gut ist, machen die Hauptculturzweige aus. Unter den Gemüsen zeichnen sich durch Größe, Zahl und gute Beschaffenheit die Kürbisse und die Liebesäpfel aus, deren Ueberfluß den Rotanern den Beinamen der „Liebesäpfelzüchter“ verschafft hat; auch ist die ungeheure Menge von Körben bemerkenswerth, deren sich die Leute dort zur Fortschaffung der gewonnenen Früchte bedienen.

Die Andalusier, die bekanntlich über Alles, sie selbst nicht ausgenommen, spotten, und zu diesem

Zwecke eine Unzahl von Geschichtchen, Spitznamen, Schwänken und Couplets erfinden, haben einen reichen Schatz von solchen, in welchen die guten Bewohner von Rota mitgenommen werden.

Aus dieser großen Menge wollen wir einige auswählen, nicht nur, weil sie uns sehr spaßhaft scheinen, sondern auch weil sie eine echte Probe von der Art des Witzes und dem Ideenkreise des feinsinnigen und geistreichen andalusischen Volkes sind.

Einmal wollten die Rotaner ein Fest zu Ehren ihres Schutzpatrons, des heiligen Rochus, veranstalten. Zu diesem Zwecke luden sie einen berühmten Prediger und zwei andere Geistliche ein, die auch kamen und im Hause des Alcalden abstiegen.

Nachdem dieser ausgeforscht hatte, daß seine Gäste zu Abend am liebsten Schokolade trinken wollten, rief er seine Köchin und befahl ihr, welche zu bereiten.

„Aber womit wird denn die gekocht?“ fragte die Köchin ängstlich.

„Mit Wasser,“ antwortete der Herr.

Die Köchin war noch zweifelhaft; da ihr jedoch einfiel, daß in der Nähe eine Frau lebte, welche für die beste Köchin des Ortes galt, so ging sie zu ihr und fragte sie, wie man Schokolade koche.

„Was hat Dir denn Dein Herr gesagt?“ fragte die Kochkünstlerin.

„Ich soll sie mit Wasser kochen.“

„Nur mit Wasser?“ erwiederte Jene. „Jesus! Wisse, Mädchen, daß die Schokolade ihren ganzen feinen Geschmack verliert, wenn man nicht Liebesäpfel dazu thut.“

Dasselbe Thema ist auf folgende Weise sehr gut in Verse gebracht worden:

Eine Dame kam nach Rota,
Eine Köchin dort zu miethen,
Fand auch baldigst die Gesuchte.
Doch sofort erklärte diese,
Daß man nicht mit Speck die Suppe
Zu bereiten ihr gelehret,
Sondern mit Olivenöl
Und mit Liebesäpfelbrühe.

Eine andere Geschichte ist folgende:

Die Rotaner wollten einmal in ihren Körben den Himmel erklettern. Sie stellten dieselben daher auf einander, so daß sie über Mond und Sterne hinausreichten. Nur ein Korb fehlte noch bis zum Himmel, und den einen hatten sie nicht, weil sie alle schon angebracht waren. Damit an solch einer Kleinigkeit nicht der ganze Plan scheitere, nahmen

sie den allerunterstn weg, so daß alle übrigen zu Boden fielen. Die Geschichte lautet in Versen:

Ein Rotaner, der nicht faul war,
Wollt' auf einem Thurm von Körben
Einmal in den Himmel gucken,
Ob's dort Liebesäpfel gäbe.

Doch da ganz hinaufzukommen
Just ein einz'ger Korb noch fehlte,
Nahm er schnell den allerersten ...
Und fiel dicht bei London nieder.

Von den zahllosen Volksliedern wollen wir nur eins zur Probe geben:

Nie hat man erfahren können,
Wird's auch nie genau erfahren,
Wie viel Esel sind in Rota.
Denn die Zahl ist unermeßlich.

Und wie man an andern Orten
Süßigkeiten schenkt dem Mädchen,
Das man liebt, so schenkt dem seinen
Der Rotaner Kürbiskerne.

Ausgefunden eines Tages
Hat ein denkender Rotaner,
Daß die Welt würd' untergehen,
Wenn's nicht Liebesäpfel gäbe.

Selbst (und damit wollen wir schließen) zu der

unglücklichen französischen Zeit sagte man von Rota:

Wenn seine Batterien der Feind
Je sollt' auf Rota richten,
Traun', die Rotaner würden sie
Mit Liebesäpfeln vernichten.

Zweites Capitel.

Es gibt keinen heiterern, herzerfreuendern Anblick, als bei anbrechendem Abend die Landleute vom Felde zurückkehren zu sehen. Jeder reitet auf seiner Eselin, der meistens ein kleines Eselfüllen folgt, welches läuft und springt und sich seiner kurzen Kindheit freut, als ob ein prophetischer Instinkt ihm sagte, daß diese Freude, dies Vergnügen, diese muntern Sprünge die ersten und letzten in seinem traurigen Leben der Arbeit und Verachtung sein werden. Die Landleute tragen ihre Körbe voll Früchte und Gemüse, obenauf mit frischen Maisstengeln belegt, die ihrer guten Gefährtin zur Abendmahlzeit dienen sollen; diese beeilt ihren langsamen Schritt beim Anblick der Kinder, die ihren Vätern entgegenkommen. Ein ordinärer und häßlicher, aber gehorsamer und treuer Hund, der sich gleichsam zur Familie zählt, und das Stückchen Brot, das sein Herr ihm gibt, nicht für

alle Leckerbissen eines Palastes hingeben würde, schließt den Zug. Einige Väter nehmen das jüngste der Kinder auf und setzen es vor sich, während die ältern das Füllen umhalsen und ihre Späße mit ihm treiben. Andere steigen ab, setzen die ältern Kinder auf den Esel und nehmen das kleinste auf den Arm, und jede dieser mannigfaltigen Gruppen wendet sich ihrem Hause zu, in welchem die glückliche Mutter und Gattin sie erwartet.

O wie oft haben wir mit tiefer Rührung diese Gemälde innigen und reinen Glückes betrachtet, das sich weder zur Schau trägt, noch verbirgt, und gleich dem milden Lichte des Mondes weder zu hell strahlt, noch sich dem Blick entzieht. Und mit bitterm Schmerze haben wir uns gefragt, warum die materielle Cultur mit ihrem unersättlichen Ehrgeiz, ihrem Raffinement im Genusse und ihrer albernen Eleganz der Formen diese heiligen und reinen Freuden durch andere ersetzt hat, welche das Herz, die Poesie der Seele und das Gewissen so wenig befriedigen? Warum sie dieses von Gott uns gebotene und angewiesene Glück verschmäht und sich das Bild eines andern, künstlichen entwirft, das mit seinem Ringen nach nicht zu verwirklichenden Zuständen jenes andere, welches unser Geschick, Gott und die Vernunft

uns anweisen, unsern Blicken zu entziehen wagt! Wann werden wir begreifen, daß das Ideal nicht in der Luft gesucht werden muß, nicht in einem unlenkbaren, vom Sturme der Leidenschaften dahingetriebenen Luftballon, sondern daß das, was uns als Richtschnur und Leitfaden unserer Sehnsucht dienen muß, dicht vor uns liegt gleich Blumen, mit denen Gott den uns vorgezeichneten Pfad bestreut hat? Wann werden die Dichter, diese Nachtigallen, welche uns an heitern Tagen durch ihren Gesang erfreuen, und in den dunkeln Nächten, aus denen unsere Existenz besteht, uns trösten, sich überzeugen, daß sie sich zwar dem Menschen angenehm machen und sich selbst Ruhm erwerben, so lange sie seine Leidenschaften nähren, anfeuern und idealisiren, daß sie aber dadurch nicht, wie es doch ihre Pflicht wäre, zu seinem Wohlergehen und seiner Besserung beitragen.

Damit wollen wir nicht sagen, man solle die Existenz der Leidenschaften leugnen. Denn die Leidenschaften sind im moralischen Menschen, wie die Fieber im physischen, Uebel der Menschheit, die weder die Bemühungen der Moralisten, noch die Anstrengungen der Medicin je werden ausrotten können, und es würde schwer sein — wenn man nicht ein Idyll schreiben will — Scenen des

menschlichen Lebens zu schildern, ohne daß in denselben, früh oder spät, die Leidenschaften Platz fänden. Sondern das Uebel und der Abweg liegt — unsers Erachtens — darin, daß man den Zustand, in welchen die Leidenschaften uns versetzen, als einen schönen, edeln und interessanten bezeichnet, und noch schlimmer ist die grobe Verirrung, welche sie als Erbtheil überlegener Seelen darstellt. Ueberlegene Seelen mäßigen sie, wenn sie gut, und besiegen sie, wenn sie schlecht sind.

An einem milden Sommerabende ritt ein alter Mann auf seiner Eselin dem Flecken Rota zu. Hinter ihm her gingen zwei hübsche, braune, muntere junge Männer mit ihren Spaten auf den Schultern. Als sie nicht mehr weit von ihrem Hause waren, sahen sie einen fünfjährigen Knaben auf sich zukommen, der ein Mädchen hinter sich herzog und außer Athem und roth im Gesichte war, durch die Mühe, die er sich gab, den noch unsichern Gang seines Schwesterchens zu beschleunigen. Der Reiter hielt still, und der ältere der jungen Leute nahm die beiden Kinder, die seine Neffen waren, auf und setzte das eine zur Rechten, das andere zur Linken des Alten, worauf der Esel ohne weitere Aufforderung seinen gewöhnlichen Marsch bis zu seinem Hause fortsetzte,

an dessen Thür er still stand, ohne daß erst ein O h a! in seine hängenden Ohren zu tönen brauchte.

Bevor wir in das Haus treten, welches dem alten Reiter gehörte, müssen wir dasselbe beschreiben und Bericht von seinen Bewohnern geben.

Durch die Hausthür trat man in einen mittelgroßen mit kleinen Kieseln gepflasterten Vorhof; auf der rechten Seite desselben befand sich ein großes Beet, auf welchem so viele Blumen, Gesträucher und Schlingflanzen zusammengedrängt waren, daß es aussah, als hielten die Pflanzen hier eine Zusammenkunft; die linke Seite nahm ein dichtes Rebengeländer ein, von welchem Trauben von kolossaler Größe herabhingen; gradezu waren die Thüren zu Küche, Stall und Hinterhof und eine solide Treppe von Backsteinen, die auf einen Boden führte. Rechts von der Hausthür war ein kleines Wohnzimmer und ein Alkoven, zur Linken ein gleicher und hinter diesem mehrere Zimmer, welche auf den Hof hinausgingen. Neben der Küche und nach dem Hinterhofe hinaussehend lag noch ein kleines ruhiges Zimmer für sich allein. Dieses gute und geräumige Haus hatte — obwohl der Besitzer desselben, der alte Mateo Lopez, fortwährend wiederholte „nur keine Frau zur Mietherin und wär's die heilige Katharin'" — doch

deren so viele, als es nur fassen konnte. Den Theil zur Linken bewohnte der Hausherr selbst mit seiner Familie, einschließlich seiner Tochter Katharina, die an einen Pferdehirten verheirathet und die Mutter der Kinder war, die wir ihrem Großvater haben entgegenlaufen sehen. Der Boden war für sechs Realen monatlich an die Wittwe eines armen Seemanns vermiethet, der ertrunken war und seine Frau krank und mit zwei Kindern zurückgelassen hatte. Diese bezahlte nie; der alte Mateo forderte aber auch die rückständige Miethe nie ein, indem er sehr gut und verständig bei sich dachte: Wenn die arme Frau Nichts hat, wovon soll sie bezahlen?

Das unmittelbar neben der Küche gelegene Zimmer hatte er einem armen, seit der Klosteraufhebung vertriebenen Klosterbruder umsonst eingeräumt. Die Wohnung zur Rechten war für zehn Realen an einen Carabinier und seine Frau vermiethet und diese waren die einzigen, die bezahlten.

Der Carabinier war ein trefflicher Mann, Namens Canuto,*) und für Keinen hätte dieser Name besser gepaßt, denn einen magerern, steifern und zugleich unselbständigern Menschen hatte es nie gegeben. Er

*) Rohr. Anm. d. Uebers.

war Soldat gewesen und immer ein gravitätischer, ernster, wortkarger Soldat; seitdem er aber Carabinier war, d. h. ein Mann, der das Vertrauen der Regierung genoß, hatte seine Gravität einen Grad von Unveränderlichkeit erlangt wie die einer Bildsäule des Cato.

Señor Canuto, der von seiner Geburt an nie einen eignen Willen gehabt hatte, war höchst eifersüchtig auf seine Autorität und zog nie eine andere Weste an, ohne erst seine Frau zu fragen, was für eine er anziehen sollte. Vor fünfzig Jahren hatte er ausgesehen wie Fleisch und Blut; aber die räuberische Zeit und die unseligen Strapazen hatten keine andere Spur jener Vorzüge übrig gelassen, als einen Schnurrbart, der aussah wie zwei Strohwische. Seine Frau aber sagte, ihr Mann sei weißer als eine Lilie und röther als glühende Kohlen gewesen, und auf seinen Schultern könne man noch jetzt schreiben, wie auf einem Stücke Papier.

Pepa — so hieß seine Frau — war weit jünger als er, und eine von jenen Musterfrauen, welche die schönsten eignen Naturgaben besitzen, um sie ihren Männern zu leihen und zu widmen, mehr aus Liebe als aus Pflicht, oder, besser gesagt, in Folge einer eben so süßen und heiligen, wie verständigen und

bewunderungswürdigen Verschmelzung von Liebe und Pflicht. Sie besitzen das Talent, ihre Männer zu leiten und ihre Tölpeleien, wenn sie deren begehen, wieder gut zu machen, wobei sie nicht nur die Männer, sondern auch alle andern Leute und sich selbst überreden, daß sie Recht haben. Sie besitzen die Klugheit, ihre Männer zu besänftigen, ohne daß diese die Absicht merken, wie die Mütter ihre Lieder haben, um ihre Kinder durch Zerstreuung ihrer Gedanken in den Schlaf zu bringen. Sie besitzen Gelassenheit, um dieselbe durch Wort und Beispiel ihren Männern beizubringen, die höchste. Ordnungsliebe und Reinlichkeit, damit ihre Männer immer Alles bequem haben und schön und stattlich einhergehen können; sie treiben die Nachgiebigkeit so weit, das eigne Opfer zu verbergen, um dem, der es ihnen auferlegt, nicht anspruchsvoll zu erscheinen. Vor Allem aber besitzen sie Zuneigung, Hingebung und Selbstverleugnung in einem solchen Grade, daß dieselben, wäre ihr Ursprung nicht so achtungswerth, lächerlich sein würden, wo der Mann sich nicht dankbar dafür beweist.

Señor Canuto öffnete fast nie den Mund, und daran that er sehr wohl. Wenn es aber einmal geschah, so sprach er lakonisch, sentenzenmäßig und

mit großem Nachdruck, wobei er sich einbildete, daß alle Ohren so wohlwollend wären, wie die seiner Frau. Und in der That, in Bezug auf die Mitbewohner des Hauses täuschte sich unser guter Carabinier durchaus nicht.

Drittes Capitel.

Der Exklosterbruder, den die treffliche Familie Lopez aufgenommen hatte, hieß Pater Nolasco und war ein braver Mann. Das Pulver hatte er nicht erfunden, auch die Buchdruckerkunst nicht und war auch nicht Mitarbeiter an einer Encyklopädie; aber er wußte, was er wissen mußte, um seine Amtsverrichtungen zu erfüllen. Wenn es ihm einigermaßen an Würde fehlte, so besaß er dafür desto mehr Eifer und Kenntniß des Volkes, seiner Sitten und seiner Sprache, um es auf den Pfad des Guten zu führen, was ihm zuweilen bei den Größern mit einem Donnerwetter, bei den Kleinen durch einen Rippenstoß gelang. Da das Volk einen so richtigen und scharfen Instinkt besitzt, und zwar grade weil es ihm an jenem Schaum der Cultur fehlt, der zur richtigen Erkenntniß nicht genügt, zur Ver-

irrung aber mehr als hinreichend ist, so sahen die Leute ein, daß der Pater den rechten Weg nicht verlor. Deshalb liebten und verehrten sie ihn, wenn sie auch zuweilen über seine „Sächelchen“ lachten.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir eine Bemerkung machen, die zugleich eine Verwahrung sein soll. Es gibt nämlich zwei sehr verschiedene oder, besser gesagt, ganz entgegengesetzte Arten des Lachens, das wohlwollende Lachen und das verächtliche Lachen. Das erstere ist sanft, fröhlich und harmlos, das zweite bitter, ohne wahre Heiterkeit und hämisch. Das erste kommt aus einem gesunden Herzen, wie der klare Strudel eines reinen Quelles, das andere aus einem harten und herben Herzen und sickert heraus wie eine ätzende Flüssigkeit, die Alles, was sie berührt, verbrennt und schwarz färbt. Das eine bekränzt sich mit Rosen, das andere umgibt sich mit Dornen. Es ist unnöthig, hinzuzufügen, daß das Lachen über die „Sächelchen“ des guten Paters zur erstgenannten Classe gehörte.

Pater Nolasco war ein wenig taub, und verstand daher zuweilen das, was man ihm sagte, unrecht. Daher kam es öfters vor, daß seine Ermahnungen im Beichtstuhle zu einem doppelten Zwecke dienten, nämlich als solche für das Beichtkind, und als Pre-

digten für die anwesende Gemeinde. Auf der ganzen Welt gab es keinen Menschen, der so wenig Galle hatte, dabei aber besaß er doch seine gute Dosis Schlauheit und ließ sich nicht leicht Etwas aufbinden. Eben so war er die Offenheit und Wahrheitsliebe selbst und sagte daher, jedoch ohne einen Ton der Ueberlegenheit oder Strenge, einem Jeden seine Meinung, so oft es ihm schien, daß derselbe irrte oder unrecht handelte, ohne daß irgend Jemand es ihm übel nahm.

In Bezug auf sein Aeußeres glich Pater Rolasco einem jener Gesichter von Gummielasticum, das man so weit als möglich in die Länge gezogen hat. Lang und schmal war sein Kopf, lang seine Nase, lang sein Bart, lang Zähne, Arme und Hände, lang die Beine und Füße. Seit der Klosteraufhebung trug er eine Jacke, eine Weste und schwarze wollene Beinkleider, die er von einem aus Amerika gekommenen Gönner, Namens Don Marcelino Toro, als Almosen erhalten, und die schon so lange gedient hatten und durch seine wackere Wirthin so häufig gebürstet worden waren, daß sie glänzten, als wären sie von Wachstuch.

Obwohl über siebzig Jahre alt, war Pater Rolasco doch noch rührig und mit Ausnahme gele-

gentlicher Verdauungsbeschwerden, die er selbst mit Thee curirte, genoß er einer guten Gesundheit, wahrscheinlich in Folge seiner Mäßigkeit und Einfachheit im Essen und Trinken. Die Schwester seines Gönners, Doña Braulia Toro, schenkte ihm jeden Monat zwei Pfund Schokolade zu dreißig Cuartos*) das Pfund, und daraus und aus einigen gerösteten Brotschnitten bestand sein Frühstück. Sein Gevatter, der reiche Gil Piñones, dessen Söhnen er den Meßdienst lehrte, versah ihn dafür mit Erbsen, und diese, nebst einem Viertel Fleisch und einer halben Unze Speck, das der Gebirgsbauer ihm gab, wofür er ihm seine Briefe schrieb, machten seine gewöhnliche Mittagskost aus, die er 365 Tage im Jahre aß, und wovon er sich eine Tasse Bouillon zum Abend aufhob und eine andere der armen Wittwe abgab, die auf dem Boden wohnte.

Natürlich nannte der Pater Jeden, der im Jahrhunderte der Aufklärung geboren war, Du. Eines Tages machte der Arzt, ein junger Mann, der sich eine Wichtigkeit zu geben suchte, ihm bemerklich, daß die Freiheit, die er sich nehme, gegen die Menschenwürde sei.

---

*) Ein Cuarto etwa = 1 Kreuzer.

Anm. d. Uebers.

„Menschenwürde!“ antwortete Pater Nolasco, „das ist auch eine neue Erfindung. Sieh mal! Würde in den Worten und Unwürdigkeit in den Thaten! Ich sage Du zu meinem heiligen Pater Franciscus und sollte einen Gelbschnabel wie Dich Sie nennen? Geh doch, curire das Scharlachfieber und komm mir mit so Etwas nicht; ich werde mich dem heutigen Gebrauche nicht fügen, dazu ist mein Schädel schon zu hart. Verstanden?“

Mit Einem aber lebte Pater Nolasco in ewiger Fehde, und das war der Sohn der armen Wittwe, ein munterer, lebhafter, hübscher und anschmiegender Knabe von zwölf Jahren, der gegen den Willen seiner Mutter Seemann werden wollte. Diese, die ihren Mann im Schiffbruche verloren hatte, war außer sich bei dem Gedanken, daß ihr Sohn zur See gehen könnte und hatte ihre Zuflucht zu Pater Nolasco genommen, damit er ihr helfen sollte, ihrem Sohne von seinem Vorhaben abzurathen. Das war aber fruchtlos gewesen; je mehr ihm der Pater die Vorzüge des festen Landes und die Vortheile des ruhigen Lebens angerühmt hatte, um so größer war die Begeisterung des abenteuerlustigen Knaben für die Gefahren des Meeres und für die weiten Reisen auf den unsichern Wogen geworden.

Aus Rache hatte ihm Pater Nolasco den Beinamen Montevideo gegeben, denn man weiß ja, daß für gewisse Leute eine Reise nach Amerika schon eine weite Reise und das Cap Finisterre Montevideo ist.

„Du wirst nicht zur See gehen, nein!“ sagte der gute Pater.

„Und warum nicht, Señor?“ antwortete Tomasillo mit einem eben so heitern wie sanften Lächeln, das ihm und seiner Schwester eigen war, in welcher sich Munterkeit und Sanftmuth, wie in ihm Glanz und Feuer vereinigten.

„Weil das Meer ein Feind des Menschen ist, wie Du wohl weißt, und Dein Vater seinen Tod dort gefunden hat. Ich weiß also nicht, eigensinniger Junge, wie Du den Muth haben kannst, zur See gehen zu wollen.“

„Wo ist denn Euer Vater gestorben, Pater Nolasco?“ fragte Tomasillo.

„Nun, ganz ruhig in seinem Bette,“ antwortete der Pater.

„Aber wie könnt Ihr denn den Muth haben, Euch in's Bett zu legen, Pater Nolasco?“

„Komm mir nicht mit solchen naseweisen Einreden, Tomasillo. Du weißt, daß von zehn Menschen, die zur See gehen, neun in der Blüthe ihres Lebens

ertrinken und ohne Beichte sterben, und das wäre für Dich, der Du ein böserer Junge bist als irgend Einer, schlimmer als für irgend Einen. Gehst Du zur See, so hast Du den Schaden davon, denn im Uebrigen ist Nichts an Dir verloren; Du selbst, sage ich Dir, und Deine arme Mutter, die sich um Dich grämen wird, weil sie Dich geboren hat. Und dann mußt Du sie auch erhalten."

„Nun, was wollt Ihr denn, Pater Nolasco? Soll ich etwa wieder wie Anfang Sommers mit einer Schelle in der Hand durch Onkel Mateo's Feld gehen, um die Vögel zu verscheuchen und dazu singen?"

„Nun, was ist denn dabei für eine Gefahr?"

„Ich liebe aber die Gefahr, Pater Nolasco."

„Schweig, Du fliegender Fisch; wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Ich habe mit meinem Gevatter Gil Piñones gesprochen und er hat mir gesagt, er wolle Dich zum Schweinehirten nehmen."

„Das will ich aber nicht. Wie, ich sollte Schweine hüten? Das mag ihr Herr selber thun."

„Du willst also nicht arbeiten, Du Tagedieb Du? Du willst kein rechtschaffener Mann werden und Deine arme Mutter unterstützen, Du Strick? Wie?"

O ja, Señor, o ja! Aber ich will keine Landratte*) werden, und nicht mein Leben in meinem Hause zubringen wie eine Schnecke. Sterb' ich... nun was schadet's. Aber man soll mich keinen Liebesäpfelbauer nennen."

„Besser ist's, man nennt Dich Montevideo, oder auch:

Hans Ohnesorgen laß Dich nennen,
Du ungerathen Kind,
Man soll Dich an dem Namen kennen:
„Ich schlag es in den Wind!"

Wir wollen einmal sehen, ob Du nicht auf Onkel Gil's Bauerhof gehen wirst. In eigener Person will ich Dich hinbringen, und wenn Du Umstände machst, so schleppe ich Dich an einem Ohre hin. Seh mir Einer! Nach all' den Wegen, die ich davon gehabt und der Mühe, die ich mir gegeben habe! Wann hast Du Taugenichts Dir denn je denken können, daß Du noch einmal Schweinehirt beim Onkel Gil Piñones werden würdest? Also kannst Du Dich nur gleich morgen mit dem Frühesten dahin auf den Weg machen."

Am folgenden Morgen lief der Knabe davon,

---

*) Im Originale steht espachurra terrones, wörtlich: ein Erdschollenzermalmer.

setzte sich in eine Barke und Niemand konnte ihn wieder herausbringen. Da er so hübsch, so munter, so anstellig und anschmiegsam war, gefiel er dem Eigenthümer der Barke und er behielt ihn auf derselben, wo er nunmehr zur Würde eines Cuarteron aufgestiegen war, wie man die Schiffsjungen, die ausgelernt haben und Löhnung beziehen, nennt, weil dieselbe den vierten Theil der Löhnung eines Mannes beträgt.

„Montevideo," sagte Pater Nolasco zu ihm, als er ihn wiedersah, „Du bist wie die Tannzapfen von La Rápita, die den Leuten sieben Jahre lang auf die Köpfe fielen, bis endlich Einer den Kern darin entdeckte."

„Pater Nolasco," antwortete Tomasillo, „durch drei Dinge macht der Mensch sein Glück, durch Wissen, durch das Meer und durch das Hofleben."

Viertes Capitel.

Nach dem Abendessen versammelten sich alle Hausbewohner vor der Hausthür, mit Ausnahme der armen Wittwe, die ihr leidender Zustand und ihre Geschäfte auf dem Boden zurückhielten.

Auf eine Bank zur Rechten setzten sich Pater Nolasco, Señor Canuto, der jene Nacht nicht die Wache hatte und der alte Mateo. Zwischen den Knien des letztern stand sein kleiner Enkel, die Aermchen über des Großvaters Schenkel haltend.

„Onkel Mateo," sagte Pepa, „Ihr seid ganz vernarrt in den Jungen."

„'S ist wahr," antwortete Mateo, der ein Spaßvogel war, „ich kann's nicht leugnen, das ist die Macht des Blutes, denn: der Tochter Sohn ist gewiß mein Enkel, des Sohnes Sohn — das weiß man nicht."

Auf die Bank zur Linken setzten sich Esteban, der ältere, zwanzigjährige der beiden Brüder, die wir mit ihrem Vater haben vom Felde kommen sehen, sein achtzehnjähriger Bruder Lorenzo und zu ihrer Seite Maria Dolores, die reizende Tochter der armen Wittwe, die gleich ihrem Bruder von Allen außerordentlich geliebt wurde. Als daher der alte Mateo sagte:

„Wie lustig der Tomasillo ist! Munterer wie ein Fandango! Singend wie ein Vogel geht er zu Bett und singend steht er wieder auf" — antwortete die alte Melchora, seine Frau: „Es ist wahr, und die Maria Dolores! Welch ein Engel! Legt sich zu Bett und steht auf, Gott lobend wie ein Seraph!"

Dolores zählte vierzehn Jahre, ein Alter, in welchem Kindheit und Jugend sich so eng umschlingen, daß die Jahre zuweilen die Thränen zu Hülfe nehmen müssen, um sie zu trennen.

Tante Melchora saß auf dem Hausthürtritt und neben ihr ihre kleine Enkelin, die den Kopf auf der Großmutter Schooß gelegt hatte, und, ohne eine Weintraube, die sie in der Hand hielt, loszulassen, eingeschlafen war wie eine kleine Bacchantin.

Pepa, die Carabiniersfrau und Katharina, die Mutter der Kinder, die, weil Pepa die letztern

liebte, sehr intim mit einander waren, hatten Schemel geholt und saßen gegenüber. Katharina hielt den kleinsten Knaben, welchen sie nährte, eingeschlafen in ihren Armen.

„Es kommt mir vor, als wollte es regnen," sagte der Carabinier, „denn der Wind kommt von Osten, und um diese Zeit bringt der Ostwind immer Regen. Was meint ihr, Onkel Mateo?"

„Ich meine, daß Ihr nicht Unrecht habt," antwortete dieser, „heute ist Donnerstag,' und das ist ein Merktag wie der Sonntag, und wenn sich an solchen Merktagen die Sonne hinter einem Vorhange zu Bette legt, so gibt's anderes Wetter."

„Kommst Du mit, Lorenzo?" sagte Esteban zu seinem Bruder, den er zärtlich liebte; „es ist Sonnabend, die jungen Leute haben eine Guitarre kommen lassen und tanzen."

„Ich gehe nicht hin," antwortete lakonisch Lorenzo, der übler Laune war.

„Thu's auch lieber nicht," antwortete Esteban, „Du fängst ohnedies überall Streit an. Besser also, Du gehst nicht hin; immer siehst Du aus wie einer, dem man schuldig ist und nicht bezahlt. Thut Dir Etwas weh?"

„Mein Kopf, von Deinem Sprechen."

„Nun denn, mit Gott! mein Junge; wem ein Zahn wehe thut, der muß es aushalten oder ihn herausziehen lassen.“

Esteban ging.

„Warum gehst Du nicht mit?“ fragte Dolores.

„Weil ich lieber hierbleiben will.“

„Warum?“

„Ich weiß es selbst nicht.“

„Wenn ich aber hingehen könnte, wo Guitarre gespielt wird, ich bliebe nicht hier.“

„Wenn Du den ganzen Tag gegraben hättest!“...

„Geh doch, Du Faulpelz! Haben die Andern das nicht eben so gut gethan wie Du?“

„Die Andern! Die Andern gehen auch nicht nach der Guitarre, sie gehen nach ihren Bräuten.“

„Und Du hast keine Braut, Lorenzo?“

„Nein,“ antwortete der junge Mensch finster. „Sieh, Dolores“ — fügte er nach einer Weile hinzu — „ich sage Dir hiermit, wenn ich mich einmal verliebe, so ist's in Dich. In meinem ganzen Leben will ich keine andere Braut haben.“

Dolores brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Du lachst?“ fragte Lorenzo sehr empfindlich.

„Wie sollt' ich nicht lachen? Du mein Bräutigam? O wie lächerlich!“

„Nun es wird Dir nicht immer lächerlich erscheinen. Denn wenn ich Dein Bräutigam bin, werde ich Dir schon den Daumen auf's Auge drücken, und Du wirst nicht immer lachen, wie die verrückte Johanna.“ *)

„Ich werde aber auch Deine Braut nicht werden,“ sagte Dolores in entschiedenem Tone.

„Nicht? Das wollen wir einmal sehen. Wenn Du es auch nicht willst, Du wirst es doch!“

„O nein!“

„O ja!“

„O nein!“

„O ja!“

„O nein! sag ich,“ rief die Kleine halb weinend.

Da hörte man eine fröhliche und helle Stimme singen:

„Mutter, Dein Verlorner kommt,
Dank es dem Geschicke,
Vöglein, das ein Nestchen hat,
Findet stets zurücke.“

---

*) Juanilla la Tonta. Es ist augenscheinlich die Königin Johanna I. von Castilien, Gattin Philipp's des Schönen und Mutter Karl's V. gemeint, die bekanntlich wahnsinnig war.
Anm. d. Uebers.

„Das ist mein Thomas," rief Dolores freudig aus, indem sie dem Singenden entgegenlief.

„Guten Abend, meine Herrschaften," sagte Thomas, der einen Korb mit Fischen trug.

„Gott schenke Dir einen recht guten Abend, mein Sohn."

„Tante Melchora, hier habt Ihr einen Rapé, von dem ich weiß, daß er Euch angenehm sein wird, um Suppe davon zu kochen. Seña Pepa, hier diese Salmoneten sind für Euch. Und hier, Pater Nolasco, diese Pescadillas*) zum Abendbrot," sagte der Knabe, die mitgebrachten Fische vertheilend.

„Sieh, bist Du schon wieder zurück, Montevideo?" sagte Pater Nolasco. „Nun, das ist rasch gegangen; Du gehst ja schneller als eine schlimme Nachricht. Was sagst Du?"

„Ihr sollt diese Pescadillas zum Abendbrot nehmen, Pater," schrie Tomasillo.

„Nein, nein, ich will nur meine Suppe; Fleischbrühe ist in meinen Jahren besser als Fisch."

„Gott lohne Dir's, Tomasillo," sagte die Tante Melchora.

---

*) Der Rapé, der Salmonete und die Pescadilla sind gewöhnliche, aber an jenen Küsten mit Recht sehr geschätzte Fische. Anm. d. spanischen Herausg.

„Danke," fügte Pepa hinzu.

„Nicht Ursach," antwortete der Cuarteron, „Ihr müßt vorlieb nehmen."

„Bist Du weit gewesen, Tomasillo?" fragte der alte Mateo.

„Jesus! Bis nach Gibraltar, auf englischem Boden."

„Wie, Du bist in England gewesen?" fragte Katharina.

„Nein, der Felsen ist in Spanien, gehört aber den Engländern; das ist so, als wenn Ihr sagtet, meine Hand gehöre Euch. Nicht wahr, Pater Nonasco?"

„Mein Junge," sagte Tante Melchora, „er heißt nicht Nonasco, er heißt Nolasco; ich habe Dir das mehr als dreißig Mal gesagt."

„Nonasco; so sagt man in Cadir, und das sind feine Leute. Nicht wahr, Señor Canuto?"

Der ernste und schweigsame Carabinier, gezwungen, auf die directe Frage zu antworten, sagte mit heiserer Stimme:

„Er heißt nicht Nonasco."

„Siehst Du's?"

„Auch nicht Nolasco."

„Seht Ihr's?"

„Wie heißt er denn?“

„Er heißt Ronato.“

„Wie? So heißt ja der heilige Ramon,“ bemerkte Tante Melchora.

„Die Beiden haben auch einen und denselben Zunamen,“ antwortete Señor Canuto, wie Jemand, der seiner Sache gewiß ist.

„Wenn Señor Canuto es sagt, dann wird's wahr sein, denn er weiß mehr als Seneca,“ sagte Katharina.

„Ei! Und wer ist denn Seneca?“ fragte der Cuarteron.

„Ich weiß es selbst nicht,“ antwortete die Frau des Pferdehirten, „vielleicht ein Advocat.“

„Pater Ronasco,“ schrie der kleine Seemann, „sagt mir einmal, wer war Seneca?“

„Rebecca?“ fragte der Pater, der nicht recht verstand; „das war eine Hirtin aus Bethlehem.“

„Danach frage ich nicht,“ erwiederte der Cuarteron, „ich frage, wer Seneca war?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete der gute Mann; der Heilige steht weder in der Agende noch in dem Martyrologium.“

„Señor Canuto,“ fuhr Tomasillo fort zu fragen, „befriedigt Ihr meine Neugier und sagt mir, wer

Seneca war, denn das schmeckt nach einem Geheimnisse."

„Seneca," antwortete der Carabinier mit der größten Sicherheit, „ist ein weiser Mann bei den Mauren, der ihren König unterstützt und leitet, wie der Papst den unsrigen."

„So? das habe ich nicht gewußt," sagte seine Frau, „obwohl ich immer gehört habe, daß die Mauren sehr klug wären."

„Sperren sie doch ihre Frauen ein; Du kannst also wohl denken, daß sie nicht dumm sind," bemerkte der alte Mateo; „ist's nicht so, Pater Nolasco?"

„Natürlich," antwortete dieser; „eine rechtschaffene Frau hält fein ihre Thür zu. Heutzutage aber sind sie herumtreiberischer als der Rauch, der immer ein Loch sucht, wo er herauskann."

„So ist's zu allen Zeiten gewesen, Pater Nolasco," sagte der alte Mateo. „Höre, Cuarteron," fuhr er fort, „hast Du denn dort im weiten Meere die Meersirene gesehen?"

„Nein, Ihr meint wohl Haifische, Onkel Mateo."

„Nein, nein," fiel Tante Melchora ein. „Die Sirene ist ein ganz schamloses junges Mädchen, die sich hier an der Küste umhertrieb und durch ihre

Schönheit und ihren Gesang die Seeleute in sich verliebt machte, bis ihr Vater sie verfluchte und zu einem Fische verwünschte; und so geschah es auch, sie wurde von der Mitte des Leibes an ein Fisch. Vor Scham sprang sie in's Meer und ging weit weg bis in die Mitte desselben, wo sie immer noch, wie früher am Strande, singt, um die Menschen in ihr Verderben zu locken. Und darum heißt der Spruch:

Sirene ist ein reizend Weib,
Merkt, Kinder, Euch die Lehre,
Dieweil ihr Vater sie verflucht,
Hält Gott sie fest im Meere.*)

Hast Du nicht gewußt, Tomasillo, daß wenn die Delphine springen und die Sirenen singen, dies Sturm anzeigt und Schiffbruch verkündet?"

„Nein, Señora, ich habe nur das Schnaufen der Corbinen gehört. Jene Sirene wird wohl ein Fisch aus einem andern Meere sein, mein' ich. Nun, jetzt will ich zur Mutter gehen und ihr sagen, daß ich mich als Schiffsjunge auf einer Fregatte so groß wie ein Castell einschiffe."

„Junge, wohin denn?" riefen Alle.

*) Man sehe, wie das Volk die mythologische Sirene in eine christliche verwandelt hat. Anm. d. Verf.

„Weit, weit weg nach Amerika.“

„Jesus!“ riefen Alle nochmals.

„Was sagen sie?“ fragte Pater Nolasco.

Onkel Mateo wiederholte es ihm mit lauter Stimme.

„Hab ich's nicht gesagt?“ rief Pater Nolasco aus, „nach Indien, nach Montevideo! Hat er doch nicht ruhen können, bis er's erreicht hat, der unbesonnene Junge, der wilder ist als der Fasching! Will lieber ein Mahl für die Fische werden, als Schweinehirt beim Gevatter Gil Piñones! Ist das zu glauben?“

„Unsere Mutter Erde verlassen, um der Rabenmutter, der See, willen!“ sagte Tante Melchora.

„Señora,“ antwortete der Cuarteron, „Geld verdient man nicht auf der Bärenhaut. Und ich will viel Geld verdienen und schnell, damit meine arme Mutter ein ruhiges Alter hat.“

„Tomasillo, wer in einem Jahre reich sein will, der wird in einem halben gehangen,“ bemerkte Onkel Mateo.

„Ach, mein Gott!“ sagte Dolores und fing an zu weinen, „Herzensbruder, geh nicht so weit in's Meer, in dem so viel Christen begraben liegen!“

„Still, still, Lorchen, ich werde wie Don Marcelino mit vielem Golde zurückkommen."

„Ja, wovon man nicht weiß, wo es herkommt," brummte Lorenzo.

„Der Mutter bringe ich eine Kiste Zucker für ihre Tränke mit, Dir einen rothen Papagei und dem Pater Nolasco einen kleinen Neger, um ihm den Dienst bei der Messe zu versehen."

„Laß die Neger in Ruhe," erwiederte Pater Nolasco, „und denke daran, daß, wer sich in Gefahr begibt, darin umkommt. Aber dem Einen genügt nicht das Jüh! dem Andern nicht das Oha!"

„Pater Nolasco, Ruhm und Geld sind für Den, welcher sie sich erwirbt."

„Ja, und wenn Du dabei das Leben oder die Gesundheit verlierst? . . . Wenn Du nicht wiederkommst?"

„Ich werde wiederkommen, Señor, ja, ich werde wiederkommen! Gesund und mit viel Geld, das ist erst die wahre Gesundheit!" antwortete lustig der Cuarteron und ging hinein zu seiner Mutter.

Fünftes Capitel.

Die Vorstellungen seiner Freunde, die Bitten und Thränen seiner Mutter und Schwester vermochten Nichts über den unternehmenden und entschlossenen Knaben.

„Wer nicht wagt, gewinnt nicht," antwortete er. „Wißt Ihr nicht, was das Sprichwort sagt:

Ward Dir ein reiches Erbe nicht
In Spanien zu Theil,
So setz' Dich in ein Schiff und such'
Jenseit des Meer's Dein Heil."

Thomas reiste ab. Keine Worte vermögen die Betrübniß seiner armen Mutter zu schildern, deren Leben sich zwischen dem Schmerz über die Vergangenheit und den Leiden der Gegenwart verzehrte, gleich der Eiche, die vom Blitze getroffen ist, wäh-

rend gleichzeitig an ihrem Herzen ein Wurm nagt. So verging ein Jahr.

Eines Tages trat bei der armen Wittwe ein Lootse ein, ein alter Bekannter ihres Mannes. Der Mann brachte einen Brief, und der Brief war von Thomas dictirt und aus dem berühmten Montevideo datirt.

Er schrieb vergnügter als je, sagte, daß er eine wundervolle Reise gemacht habe, daß er zufrieden sei, wie der Fisch im Wasser, daß er eine halbe Elle gewachsen sei, und auf demselben Schiffe und mit demselben Capitän, der ihn sehr liebte, zurückkommen würde. Seitdem ließ die Wittwe keinen Tag verstreichen, ohne an den Strand zu gehen und ihre Augen über die öde und glänzende blaue Fläche schweifen zu lassen, auf welcher die Fregatte, die ihr ihren Sohn brachte, sich wie ein in Perlen gefaßter Diamant abzeichnen mußte. Man hatte ihr davon abrathen wollen, weil diese unnöthigen Wege ihrer schwachen Gesundheit schadeten, aber vergebens! Wenn die Wirklichkeit jedes Glück versagt, klammert sich das Herz an eine Täuschung und läßt sie nicht wieder los; denn es lebt nur für sie! Aber Tag, Wellen und Wolken zogen vorüber und Thomas kam nicht zurück.

Es war eines Abends um die Tag- und Nachtgleiche. Der heitere, glänzende Sommer schied und ließ die Erde ausgetrocknet und erschöpft zurück; der kalte und strenge Winter kam, sie wieder zu beleben, sie mit seinen Stürmen zu schütteln und mit seinem klaren Wasser fruchtbar zu machen. Er kündigte sich an durch ein furchtbares Gewitter, vor dem Alles erbebte, selbst die Gemüther der Menschen.

O wie glücklich ist die Familie, die an solchen Abenden sich vollständig um das Feuer versammelt und, nachdem sie Gott für eine so große Wohlthat gedankt, die Hände faltet und für Diejenigen, die leiden oder in Gefahr sind, betet und so den fernen und unbekannten Leiden ihrer Nebenmenschen den schuldigen Tribut entrichtet!

In diesem Falle befand sich die unglückliche Wittwe nicht. Ihr Sohn, ihr Abgott war auf der See und jeder Stoß des Südwestwindes entriß ihren Augen ihre letzten Thränen, wie den Bäumen ihre letzten Blätter und thürmte Wogen von Qualen in ihrem Herzen auf, wie salzige Wogen im Schooße des Meeres! In diesem Zustande der Bekümmerniß hatte sie die Nacht hingebracht; am Morgen war sie außer Stande, aufzustehen. Ihre Tochter brachte ihr die Tasse Fleischbrühe, welche Pater Nolasco ihr

von seiner kärglichen Mahlzeit aufheben ließ, und ging dann, um bei einer reichen Bäckerin Weizen auszulesen.

Pater Nolasco that dies Werk der Barmherzigkeit, ohne es als ein solches anzusehen. Und wie wir schon bei einer andern Gelegenheit gesagt haben, daß es nichts Rührenderes gibt, als Jemand Unrecht leiden zu sehen, ohne daß er dasselbe dafür ansieht, so sagen wir dasselbe jetzt auch von der Wohlthätigkeit. Unrecht leiden, ohne der Ergebung zu bedürfen, und Gutes thun, ohne sich erst in eine empfindsame Stimmung versetzen zu müssen, das ist, mit Nachdenken betrachtet, in beiden Fällen die höchste Vollkommenheit; das heißt sich fügen, ohne daß die zwingende Gewalt der Tugend dazu kommt, das heißt Gutes thun, ohne von einem empfänglichen Herzen dazu fortgerissen zu werden, das heißt grade gehen ohne einen Stab, das Ziel erreichen ohne Compaß. Das heißt, seine Pflicht thun, wie der Vogel singt und die Blume duftet.

Kaum sah sich die arme Wittwe allein, als ihre Angst ihr keine Ruhe mehr ließ; sie stand auf und ging an den Strand.

Wer hat nicht mit schaudernder Bewunderung das großartige Schauspiel gesehen, welches der

Ocean bietet, wenn der Sturm, die Fluth und der Rückprall der gewaltigen Wogen von einander, die, wie Shakspeare sagt, ihre ungeheuren Häupter mit gesträubten Haaren erheben, ihn zu gleicher Zeit auf den Strand schleudern? Wer hat nicht geglaubt, seinen Zorn in der geschwellten Brust seiner Wogen kochen zu sehen, oder ihn in seiner Tiefe gleich einem verfolgten Raubthiere brüllen zu hören? Wer hat nicht mit Zittern seine Gewalt gesehen, der Nichts auf Erden widersteht? Wer hat nicht, wenn er eine Welle am Ufer zerschellen und sofort eine zweite größere ihr folgen sah, dabei an jene Hydra der Fabel gedacht, die durch keinen Verlust kleiner, durch keine Niederlage schwächer wurde? Der Horizont schien durch eine Regenwand geschlossen, die, vom Winde vorwärts getrieben, schräge Linien bildete, zwischen denen hindurch Cadir mit seinem Leuchtthurme verschwand, als ob die gewaltige Hand des Gewitters sie aus der großen Weltkarte tilgen wollte. Die Schwere der Wolken nahm ihnen ihren leichten Flug und ihre luftigen Formen, und gleich Allem, was fällt, senkten sie sich mit wachsender Schnelligkeit abwärts.

Die arme Wittwe stand, vom Sturme gepeitscht, der ihre ärmlichen Gewänder fest an den abgema-

gerten Körper drückte, am Strande und blickte in's Meer hinaus, sah aber Nichts, als den Kampf der Natur, in welchem jedes lebende Wesen verschwunden war, wie weggekehrt durch die Windstöße, denen die schwache Frau widerstand, als ob ihre Mutterliebe ihr die letzten Kräfte liehe! So stand sie unbeweglich und glaubte in jeder Schaumkuppe, mit welcher die Wellen sich krönten, die weißen Segel eines Schiffes zu sehen, das den Hafen suchte.

Sechstes Capitel.

An jenem Abende trat Señor Canuto sehr eilig in sein Haus und war äußerst verdrießlich, seine Frau nicht anwesend zu finden. Er ging ein paar Mal auf und nieder, stand wieder still und kratzte sich hinterm Ohr, wobei er eine Art von unzufriedenem Grunzen hören ließ.

„Was bringt Ihr, Señor Canuto?" fragte Tante Melchora.

„Ich bringe . . . ich bringe eine unangenehme Geschichte," antwortete der Carabinier.

„Und was denn, Señor? Ihr gehört doch sonst nicht zu Denen, die sich um einer Kleinigkeit willen graue Haare wachsen lassen."

„Ich . . . ich habe am Strande eine Frau todt gefunden."

„Jesus Maria! Ermordet?"

„Nein, Senora, im gesetzlichen Wege gestorben, eines natürlichen Todes. Indessen das ist noch nicht das Schlimmste, aber die Frau ist Eure Nachbarin, die Tante Tomasa."

„Heilige Jungfrau! Was sagt Ihr, Señor Canuto?"

„Die Wahrheit, ohne alle Umschweife, Tante Melchora. Indessen ist das noch nicht das Schlimmste, aber ich muß Anzeige davon machen."

„Das ist das Wenigste," sagte Tante Melchora, indem sie an zu weinen fing.

„Das ist nicht das Wenigste, bei Leibe nicht; denkt Ihr denn, daß eine solche Anzeige sich in den Backofen schieben läßt wie ein Schmalzkuchen? Und die Pepa ist nicht da! — Ich habe das gefürchtet," fügte der Carabinier hinzu, als er die Familie und die Hausbewohnerinnen klagend und jammernd zusammenlaufen sah. „Bei solchem Lärmen soll Einer eine Anzeige abfassen! Ich spreche nur selten, aber jedesmal habe ich Verdruß davon. Hättest Du denn nicht den Mund halten können, Canuto, Du verteufelter Schwätzer? Kennst Du denn nicht das Sprichwort: Des verständigen Mannes Mund thut auch nicht, was bekannt ist, kund?"

Zum Glück trat in diesem Augenblicke seine Frau ein, von der er den Schlüssel forderte und hierauf das Zimmer öffnete, in welchem er sich einschloß, um seine Anzeige zu schreiben.*)

„Für die Arme," sagte Tante Melchora, „ist es ein Glück, daß ihre Leiden zu Ende sind! Und als fromme Frau und Dulderin wird sie kräftig an die Himmelspforte geklopft haben. Wohl ihr!"

„Da habt Ihr Recht, Tante Melchora; denn, wie die Gelehrten sagen, besteht die Strafe, die Gott dem Kain auferlegt hat, darin, daß er nicht sterben kann; Einige sagen, er sei unter der Erde, Andere, in den Hörnern des Mondes, aber sterben kann er

---

*) Die Anzeige selbst hat mit unserer Erzählung Nichts zu thun; wir wollen aber dem Leser ein so merkwürdiges und authentisches Document nicht vorenthalten. Es lautete:

„Der untengenannte Endesunterzeichnete zeigt der richterlichen Behörde dieser Stadt hiermit an, daß an dem sogenannten Punkte Torres Arenas der Leichnam einer vollkommen todten Frau der Länge nach ausgestreckt liegt, die eine Wittwe ohne Mann und eine Mutter mit Kindern aus hiesigem Ort ist, was ich meinen Vorgesetzten hiermit zu wissen thue, um nicht wissentlich durch Unwissenheit zu sündigen, zur Kenntniß löblicher Behörde, welche über diese Gegend und Umgegend zu sagen hat, und zu Ehren der Menschlichkeit.

Von Amtswegen
Canuto Micon."

nicht. Für die arme Tomasa ist der Tod eine Belohnung gewesen."

„Ihres Sohnes Abreise hat sie vollends daniedergedrückt" sagte Katharina. „Zu bedauern ist nur ihre arme Tochter."

„Seña Pepa," sagte eine der Hausbewohnerinnen, „Ihr, die Ihr sie so liebt und keine Kinder habt, könntet sie wohl an Kindesstatt annehmen."

Dieser schöne, menschenfreundliche Gedanke war schon in dem Herzen der trefflichen Frau aufgestiegen; da sie aber nicht allein darüber entscheiden konnte und auch keine gute Absicht aussprechen wollte, die, wenn sie nicht verwirklicht wurde, die ganze Schuld der Weigerung auf ihren Mann geworfen hätte, so antwortete sie:

„Ich werde sie in Allem, was in meiner Macht steht, unterstützen; aber fremde Kinder anzunehmen, liegt reichen Leuten ob. Und eben dadurch, daß es freiwillig ist, legt es um so größere Pflichten auf. Das Sprichwort sagt: Wer ein fremdes Kind erzieht, sammelt sich Kohlen im Busen."

„Und wer wird der armen Dolores den Tod ihrer Mutter anzeigen?" fragte Katharina sehr besorgt.

„Der Pater Nolasco soll ihr's sagen, wenn er

aus der Kirche kommt," antwortete Tante Melchora. „In solchen kitzlichen Fällen rechnet man immer auf die frommen Väter und nie macht man die Rechnung ohne den Wirth."

Pepa war in das Zimmer getreten, in welchem sich ihr Mann befand, der eben die sorgfältig aufgesetzte Anzeige versiegelte; dann ging er hinaus und sandte sie durch einen expressen Boten an den Richter von Puerto de Santa Maria, zu dessen Bezirk Rota gehört."

„Wißt Ihr, wovon wir eben gesprochen haben?" sagte die gute Alte zu ihm. „Daß Gott dem armen Kinde, das nun verwaist und hilflos ist, einen Beschützer schicken sollte, und daß Ihr das sein könntet, weil Pepa sie sehr liebt."

„Und was hat Pepa gesagt?" fragte der Carabinier.

„Daß es reichen Leuten obläge, fremde Kinder anzunehmen; wenn Ihr aber wolltet . . ."

„Ich wollen!" rief der Carabinier und machte schreckliche Augen, „das fehlte noch! Bin ich etwa Majoratsherr mit einer Million, um, wie die Königin, Waisenkinder unter meinen Schutz zu nehmen? Wißt, das Sprichwort sagt:

Wer sich nimmt fremder Kinder an,
Wer seine Frau zeigt Jedermann,
Wer Reben pflanzt und Füll'n dressirt,
Der wird gar oft arg angeführt."

So sprechend ging der Carabinier mit grimmigem Gesicht in sein Zimmer.

„Also ... Canuto, die arme Frau athmete schon nicht mehr, als Du sie fandest?" fragte seine Frau weinend.

„Sie war so todt, als hätte sie schon drei Tage auf dem Strande gelegen, und die steigende Fluth benetzte schon ihre Füße."

„Arme Frau! arme Frau! Wenn sie Dich doch wenigstens vor ihrem Tode noch gesehen hätte, Dich, der ihr ein so lieber Freund war."

„Das ist wahr, Frau!"

„Wenn Du ihr doch wenigstens ihre letzten Augenblicke durch die Worte hättest versüßen können: Sterbt ruhig, ich werde mich Eurer Tochter annehmen und der Pepa sagen, daß sie für die arme Dolores sorgen soll!"

„Du hast recht, Frau," erwiederte der Carabinier, dessen grimmiger Blick einer Miene der Zerknirschung Platz gemacht hatte, als er seine Frau weinen sah.

„Welch ein Jammer, Mann, daß die Fügung Dir nicht erlaubt hat, dieses gute Werk zu thun, das Deinem guten Herzen so ganz angemessen gewesen wäre."

„Aber, Frau, hast Du denn nicht der Tante Melchora gesagt, fremder Kinder sich anzunehmen, komme reichen Leuten zu?"

„Das habe ich freilich gesagt. Aber ich habe nicht gesagt, daß ich mich dem entziehen würde, um so weniger, da ich Gottes Wort vor Augen habe, der sagt: Helfet Euch unter einander. Ja, noch mehr, ich hätte mich sogar gefreut, wenn Du es gethan hättest. Du weißt ja, daß ich mir immer eine Tochter gewünscht habe. Gott hat uns keine geschenkt, vielleicht weil er uns dies unglückliche Mädchen bestimmt hatte."

„Nun, ich glaube, es würde ein gutes Werk sein, Pepa, und es ist noch immer Zeit dazu. Ja, ja, es scheint mir ganz gut; sie wird Dir helfen und so kannst Du Dich ausruhen."

„Thu' es nicht darum, Canuto, sondern thu' es aus christlicher Liebe, denn wer Gutes thut, der thut sich selbst gut. Wenn ich an Deiner Stelle wäre, so ginge ich hin und sorgte dafür, daß die arme Ertrunkene aufgenommen, in die Kirche ge-

bracht und dort anständig und mit Lichtern umgeben ausgestellt würde, denn die Arme selbst hat Niemanden, der dafür sorgt."

Der Carabinier setzte seinen wachstuchenen Czako auf, ging in den Vorhof und sagte mit großer Selbstgefälligkeit zu Tante Melchora:

„Tante Melchora, ich werde das Mädchen zu mir nehmen, denn Gott sagt: Helfet Euch unter einander, und das Kind kann meiner Pepa helfen."

„Hat sie denn nicht nein gesagt?" fragte die gute Frau erstaunt.

„Ich bin Herr in meinem Hause, Tante Melchora, und meine Pepa hat keinen andern Willen als den meinigen. Erfahrt Ihr das jetzt erst?"

Damit ging Señor Canuto im Paradeschritt davon.

Bald darauf trat Pater Nolasco in's Haus, dem Alles Vorgefallene mitgetheilt wurde.

Pater Nolasco besaß jene Unempfindlichkeit, die eben so schätzbar ist bei einem Wundarzte für die Leiden des Körpers, wie bei einem Geistlichen für die der Seele. Mag nun diese Unempfindlichkeit ihren Ursprung in einer großen Stärke und Hoheit der Seele haben, wie bei bedeutenden Menschen, oder, wie bei den meisten, in der Gewöhnung an ihren traurigen Be-

ruf, immer ist sie schätzbar und hat sehr wohlthätige Wirkungen.

„Gott sei mit Dir!“ sagte der gute Pater, als er von Allem unterrichtet war, „heute Du, morgen ich; wir müssen alle diesen Weg gehen. Das Schlimmste ist nicht, daß sie gestorben ist, sondern daß sie ohne die Sacramente gestorben ist, wie ein Maure aus der Berberei. Aber die arme Frau gehörte zu den Gerechten und wird sicherlich nicht hinkommen, wo die Gottlosen sind.“

Da hörte man Dolores fröhlich singend vom Weizenauslesen bei der Bäckersfrau kommen.

„Guten Abend allerseits,“ sagte sie beim Eintreten; „Eure Hand, Pater Nolasco.“ Und als sie den Kopf erhob und die Thür nach dem Boden verschlossen sah, fügte sie hinzu:

„Und Mutter? Ist sie etwa ausgegangen?“

Und das Mädchen blickte erschrocken die versammelten Frauen an, die nur mit Thränen auf ihre Frage antworteten.

„Aber . . . was ist denn geschehen?“ fragte sie mit gedämpfter Stimme.

Niemand antwortete.

Da schien es, als ob alles Blut nach ihrem Herzen strömte, es am Klopfen verhinderte und erstickte.

„Meine Mutter! Meine Mutter! Wo ist meine Mutter?“ rief sie endlich.

„Deine Mutter ist, wo wir Alle sein möchten,“ sagte Pater Nolasco. „Das ist nun nicht mehr zu ändern; also ... als gute Tochter und gute Christin empfiehl sie Gott. Alles Uebrige ist ein Vergehen gegen die fromme Ergebung, die unsere Stütze auf Erden ist.“

Dolores stieß einen lauten Schrei aus und stürzte nach der Treppe.

Katharina und Pepa liefen hinter ihr her, ergriffen sie beim Arm und sprachen:

„Da ist sie nicht, Kind, da ist sie nicht.“

„Da ist sie nicht?“ rief die arme Waise außer sich; „wo ist sie denn?“

„In der Kirche.“

Das Mädchen machte sich aus den Händen, welchen sie festhielten, los und stürzte nach der Hausthür.

Katharina und Pepa folgten ihr.

„Laßt mich! Haltet mich nicht fest!“ rief das arme Mädchen, indem sie sich mit Gewalt von ihnen loszumachen suchte, „ich will sie sehen, ich will meine Herzensmutter sehen!“

„Du sollst nicht hingehen; ich, als Dein Beicht-

vater, befehle es Dir," sagte Pater Nolasco näher tretend. Willst Du etwa den ganzen Ort in Bewegung bringen und Aufruhr in der Kirche stiften? Wozu würde es nützen, wenn Du hingingest? — Komm, mein Kind, beruhige Dich; wir müssen Alle sterben und der Tod erschreckt nur die Bösen."

Dolores brach in lautes Weinen und Schluchzen aus und sank in die Arme Pepa's und Katharina's, welche sie auf das Bett der letztern brachten.

Gleich darauf kamen Onkel Mateo und seine Söhne, welche Tante Melchora hatte benachrichtigen lassen, voller Bestürzung vom Felde zurück. Sie traten an das Bett, in welchem Dolores lag und fortwährend weinte und schluchzte. — „Ich will zu meiner Mutter! Man soll mich gehen lassen! Ich will sie sehen; wenn sie begraben ist, kann ich sie ja nicht mehr sehen! Wer hat das Recht, mich daran zu verhindern? Meine Mutter ist allein, allein in der Kirche ... Niemand bei ihr, als vier Lichter; Nichts regt sich um sie her, als der Wind, der die Fenster schüttelt; Niemand wacht bei ihr, als das Käuzchen im Glockenthurme. Mutter! ... Mutter! Ich will meine Mutter sehen!"

„Gib Dich zufrieden, Dolores, ich will hingehen und bei Deiner Mutter wachen," sagte Lorenzo.

„Und ich auch," fügte Esteban hinzu.

„Gott und die heilige Jungfrau und alle Heiligen des Himmels mögen Euch dies fromme Liebeswerk lohnen," rief Dolores aus, indem sie von Neuem einen Strom von Thränen vergoß; aber ihre stürmische Verzweiflung beruhigte sich, und bald darauf fiel sie kraftlos und mit geschlossenen Augen auf das Kissen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde richtete sie sich plötzlich auf, preßte beide Hände auf ihr Herz und stöhnte mit erstickter Stimme:

„Was wird aus mir werden?"

„Was aus mir wird," sagte Pepa und schloß sie in ihre Arme; „denn wir werden uns nicht von einander trennen; ich will die Stelle der Mutter, die Du verloren hast, zu vertreten suchen, meine Tochter."

Mit stürmischer Dankbarkeit, die sie nur durch Thränen ausdrücken konnte, schlang Dolores ihre Arme um Pepa's Hals.

Siebentes Capitel.

Es war zwölf Uhr Nachts. Tiefe Stille herrschte im Dorfe, nur unterbrochen durch das laute und harmonische Plätschern der Meereswellen, welche durch die steigende Fluth gegen die Steine und Felsen getrieben wurden. Der Mond verbreitete rings umher sein kaltes, blasses Licht gleich dem sanften Echo eines fernen Tones, und das Dorf wäre einer stillstehenden Uhr zu vergleichen gewesen, wenn nicht von Zeit zu Zeit der Hahn rücksichtslos seine drei hellen Töne ausgestoßen hätte, als wollte er seinen Kamraden zurufen: Aufgepaßt, Schildwache!

Im Vorderhofe von Onkel Mateo's Hause stand ein junger Mann an eins der Gitter gelehnt, welche auf den Hof hinaus gingen. Hinter den Gitterstäben sah man ein liebliches Mädchengesicht, welches von Außen durch das Licht des Mondes

beschienen, von Innen durch einen Ausdruck von Traurigkeit bedeckt, bleich und ernst aussah, und mit seinem matten und tiefen Blicke einem Bilde des Nachdenkens glich, das gleichzeitig eine traurige Vergangenheit und eine traurige Zukunft versinnbildlicht.

Der Jüngling dagegen hatte das ruhig-heitere, energische Gesicht des Mannes der That, den festen und glühenden Blick des Mannes von heftigen Leidenschaften und die stolze Stirn des Mannes von ungezähmtem Muthe, der sich nicht zurückschrecken läßt, sondern allen Hindernissen mit wilder Kühnheit trotzt.

„Hab' ich Dir's nicht gesagt?“ sprach er, „hab' ich Dir's nicht gesagt, daß Du meine Braut werden würdest? Was ich will, muß geschehen ... durch die Kraft meines Willens! Du lachtest darüber, Du wurdest böse.“

„Damals war ich ein Kind, Lorenzo,“ antwortete sie.

„Damals! Als ob das ein Jahrhundert her wäre, und es sind drei Jahre.“

„Ich weiß nicht, wie lange es her ist. Nur das weiß ich, daß ich damals aufhörte, ein Kind zu sein, und daß Du damals Etwas thatest, das

Dir mein Herz gewann und Dir, hätte ich hundert Herzen gehabt, sie Dir alle gewonnen hätte."

„Du sollst mich nicht aus Dankbarkeit lieben, Dolores; denn eine solche Liebe ist wie eine Schuld, die man abträgt, nicht wie ein Geschenk, das man macht."

„Wenn das Wasser, das Du trinkst, den Durst Deines Herzens löscht, was kümmert's Dich, aus welcher Quelle es sprudelt?"

„Das kümmert mich viel, weil ich seine Beschaffenheit kennen will."

„Die Beschaffenheit ist gut, Lorenzo."

„Das kommt noch darauf an, noch ist sie nicht erprobt. Ich kann mir nicht helfen, aber ich glaube nicht, daß Du mich liebst."

„Weshalb, Kind Gottes?"

„Weil Du immer traurig bist; das beweist, daß meine Liebe Dich nicht befriedigt."

„Bedenke, Lorenzo, daß eine Liebe, die jede andere vertilgt, nicht von gutem Stoffe, und daß ein Herz ohne Gedächtniß nie fest im Lieben ist."

„Eben so wenig wird aber auch die Liebe von gutem Stoffe sein, die über Dem, was vergangen, das Gegenwärtige vergißt, Dolores; und Du ergehst Dich mit Lust in Deinen Erinnerungen, anstatt

in Deinen Hoffnungen, wie Du thun müßtest, wenn Du mich liebtest."

„O daß ich doch aus meinem Herzen das Bild auslöschen könnte, das ich immer und immer darin finde! Dies Bild ist das meiner geliebten Mutter, allein und hilflos auf dem harten, kalten Sande des Meeres, mit dem Tode ringend, ohne andere hilfreiche Stimmen zu vernehmen, als das Brausen der Wogen, die näher und näher kamen, jede die andere vorwärts stoßend und ihre Füße benetzend, so daß wohl mehr die Angst als ihre Leiden sie getödtet haben mögen! Und ich war nicht da! Und ich habe sie erst todt wiedergesehen! Das, Lorenzo, sind zwei Nägel, die mir das Herz durchbohren, und die Nichts aus der Wunde reißen kann! Von den Meinigen habe ich Niemand mehr, als meinen lieben Bruder, und Gott weiß, ob das Meer, das meine Mutter nicht verschlingen konnte, sich nicht rächt und dafür den Sohn verschlingt, wie es schon meinen Vater verschlungen hat. Wie soll ich vergnügt sein oder vergessen?"

„Danach müßte also, da wir Alle Todte zu beweinen haben, Niemand die Trauer ablegen."

„Eigentlich ja!" sagte Dolores seufzend.

„Nun, wozu hat denn Gott eigentlich die Farben geschaffen?"

„Für die Kinder, die Vögel und die Blumen, Lorenzo," antwortete sie, die Stirn an das Gitter lehnend.

„Maria Dolores," sagte Lorenzo bitter, „wer so viel Liebe für die Todten und Abwesenden hat, dem kann für die Gegenwärtigen nicht viel übrig bleiben."

„Du irrst, Lorenzo. Dieselbe Sonne, die der Cypresse Leben gibt, gibt es auch der Rose. Aber, glaube mir, Dein Mißtrauen wird die Galle sein, die Dein und mein Leben verbittert."

„Mißtrauen fürchtet oder verspottet nur Derjenige, dem es störend ist."

„Ich fürchte es nicht, aber es ist beschämend für mich, eben so wie das Durchsuchen nicht minder beschämend ist für den ehrlichen Mann, wie für den Schmuggler."

„Und weißt Du, weshalb dem so ist? Weil Viele, ohne Schmuggler von Profession zu sein, doch schmuggeln."

„Und ich sollte schmuggeln, Lorenzo?" fragte sie mit sanftem Vorwurfe.

„Die Frauen, sagt Pater Nolasco, lügen,

ohne es zu wollen, und betrügen ohne andern Zweck, als zu betrügen."

„Er meint die schlechten Frauen; von mir wird er das nicht sagen."

„Ja, wie sollte er das von Dir sagen, die Du sein Augapfel bist!... Wer den Alcalden zum Vater hat, kann sicher zum Gericht gehen."

„Nun, wenn der Pater Nolasco, der so wenige Menschen liebt und nicht zu den Milden gehört, mir traut, so wird er wohl Recht behalten. Willst Du denn immer so bleiben, Lorenzo?"

„Immer; meine Mutter müßte mich denn noch einmal gebären."

„Aber bedenke doch, fortwährend einen bösen Argwohn mit sich herumtragen, ist eine Krankheit, und an der Krankheit, die der Mensch hat, stirbt er."

„Und Du merke Dir das Sprichwort: „So sicher wie das Salz vom Meer, kommt von den Frau'n viel Uebel her" und „das Weib, das heut' Dir kommt entgegen, ist morgen schon auf bösen Wegen."

„Gebe Gott, daß Jedermann immer Deine schlechten Meinungen mit derselben Geduld ertrage, wie ich."

Gefesselt durch überspannte Dankbarkeit, geduldig in Folge ihres weichen Gemüths und wie

eine Sclavin beherrscht durch Lorenzo's Despotismus, sah Dolores so einem Leben entgegen, wie es vielen frommen Gattinnen und Müttern aus dem Volke zum Loose fällt.

Wenige Tage nachher wurde eine Verordnung bekannt gemacht, die alle Bewohner des Ortes wie ein Dolchstich traf, manches Glück zerstören, manche Bande zerreißen und den Herzen der Mütter tiefe Wunden schlagen sollte. Diese Verordnung kündigte die Recrutenaushebung an.

Nicht die Arbeit ist für den Landmann ein schweres Unglück, denn sie ist seine Lust; auch die Entbehrungen nicht, denn diese fühlt er wenig; auch nicht die vielen Kinder, denn er liebt sie; das Trauerspiel seines Lebens ist die Loosung, die daher passend der Bluttribut genannt wird. Die Hand des Ministers, der den Befehl dazu unterzeichnet, würde zittern, wenn er wüßte, wie viel bittere Thränenströme sie kosten, wie viel Herzen sie zerreißen, wie viel Existenzen sie zerstören wird.

Wann wird es Gottes Wille sein, daß wir die Civilisation sich in die Arme ihres Vaters, des Christenthums, werfen und beide vereint bewirken sehen, daß sich die Menschen nicht anders als freiwillig bewaffnen und zwar einzig und allein, um den Thron

als Schmuck zu umgeben und der Gerechtigkeit eine Stütze zu sein!

Tante Melchora war in einem Zustande der trostlosesten Verzweiflung einerseits und der tiefsten Niedergeschlagenheit andererseits; denn ihre beiden Söhne mußten loosen, weil sie noch einen ältern Sohn hatte, der in Chipiona verheirathet war.

Esteban hatte sich schon einmal freigelost und meinte deshalb, daß die unbeständige Schicksalsgöttin ihm das Glück nicht zum zweiten Male gewähren würde. Lorenzo sagte selbst, er habe eine Ahnung, daß ihm das Unglück durch seine eigene Hand kommen würde. Und weder Mutter noch Söhne täuschten sich in ihrer Voraussicht, denn beide Brüder mußten Soldaten werden.

Achtes Capitel.

Die Bäckerin, bei welcher Dolores Weizen auszulesen pflegte, war eine junge Wittwe und hatte sich in Lorenzo verliebt. Sie suchte beständig Vorwände, zur Tante Melchora zu gehen und fand auch welche, um Lorenzo in ihr Haus zu ziehen. Bald sollte er ihr den Weizen nach der Mühle bringen, bald den, welchen sie kaufte, von irgend einem Kornboden her in ihr Haus bringen. Lorenzo's von Natur mürrisches Wesen, welches gegen sie, ungeachtet sie jung, reich und hübsch war, an Schroffheit und Unart streifte, war nicht im Stande, sie von ihrem Vorhaben zurückzubringen; es bestärkte sie im Gegentheile nur noch mehr darin.

An dem Tage, wo Lorenzo das Soldatenloos gezogen hatte, mußte er ihr einige Melonen aus ihrem Cojumbral*) holen.

*) S. Bd. I., S. 105.

Er trug sie auf den Boden und wollte, wie gewöhnlich, ohne ein Wort zu sagen, wieder gehen, als die Wittwe ihn rief.

„Also," sagte sie, „Du mußt Soldat werden?"

„Das konnte nicht fehlen," antwortete Lorenzo, „ich habe immer Unglück."

„Nun, wir wollen einmal sehen," fuhr die Wittwe fort; „wenn sich nun Jemand fände, der Dir die Mittel böte, Dich frei zu machen?"

Dem jungen Manne hüpfte das Herz in der Brust, als hätte er eine Volta'sche Säule berührt.

„Und wüßtet Ihr etwa Jemand, der mir das Geld liehe?" fragte er mit gespannter Erwartung.

„Ja, ja," antwortete die Wittwe, „vielleicht auch Jemand, der es Dir gäbe, in der Ueberzeugung, daß das Geld gut angelegt wäre."

Lorenzo, der schon seit längerer Zeit die Absichten der Wittwe kannte, verstand den versteckten Sinn ihrer Worte und seine augenblickliche Freude erlosch wie ein Licht, während sein Gesicht wieder seinen gewöhnlichen finstern Ausdruck annahm.

„Nun, was sagst Du, Lorenzo? Ist etwa der Vorschlag so schlecht, daß Du trübe wirst, wie der Decemberhimmel? Was meinst Du?"

„Señora, das Sprichwort sagt:

Laß Dir von Niemand Etwas schenken,
Sonst mußt an's Wiedergeben denken."

„Nun, so komm doch her, Mann; steh nicht so zurückhaltend und in Dich gekehrt da, und mach' es nicht wie der Onkel May Miguel, der sich vor Allem schämte, sogar daß er ein ehrlicher Mann war. Für Alles in dieser Welt gibt's ein Mittel, nur für den Tod nicht. Wenn Du nicht so unwirsch wärest, könnte man sich verständigen. Du weißt, daß mein Juan mir bei seinem Tode das Haus, den Ofen und die Bäckerei hinterlassen hat; ich brauche so nothwendig wie das liebe Brot einen Mann, der derselben vorsteht; viel zu thun gibt's für den Vorsteher nicht, aber viel zu gewinnen. Könntest Du . . ."

„Ich verstehe Nichts von der Bäckerei, Señora."

„Du weißt auch, daß er mir eine Heerde Kühe von der großen Race hinterlassen hat, aus der ich den Fleischern Vieh liefere; es sind Fersen, Rinder, zweijahrige und dreijährige darunter."

„Ich habe mich noch nie mit der Viehzucht abgegeben, Señora."

„Auch hat er mir ein hübsches Baarvermögen hinterlassen; Du wirst „Möpse" finden."

„Was hab' ich dabei?"

„Du könntest das Alles leiten.“

„Nein, Señora, das sind faule Fische,“ sagte Lorenzo, indem er sich entfernte, „ich will keine Obliegenheiten; je mehr Obliegenheiten, desto mehr Verantwortlichkeit.“

„Ach das sind ja Alles nur leere Ausflüchte, Mensch; ich sage Dir ja klar, wenn Du nur wolltest, gehörte Alles Dir.“

„Ich mag nicht reich sein, wenn Etwas dahinter steckt,“ sagte Lorenzo und ging.

„Hat man je solch' einen hochmüthigen Bauerbengel gesehen,“ brummte die Bäckerin hinter ihm her.

Die Wittwe, die überzeugt gewesen war, daß Lorenzo ihre Anträge annehmen würde, hatte sich die Aeußerung entschlüpfen lassen, daß das Loos wohl auf Lorenzo fallen könnte, daß er aber nie den Soldatenrock anziehen, nie durch den Koth marschiren, nie Commißbrot essen*) würde.

Da auf dem Lande wie in der Stadt Alles mit Zusätzen und Veränderungen erzählt wird, so gelangte diese Aeußerung der Wittwe, in jeder neuen Auflage zwar nicht verbessert, aber vermehrt, endlich zu

*) Im Orig. steht comer en rancho, wörtlich: in Gemeinschaft mit seinen Kamraden essen. Anm. d. Uebers.

der Familie Lopez. Onkel Mateo glaubte nicht recht daran, Tante Melchora war außer sich vor Freude darüber, Dolores erschrak.

„Lorenzo,“ rief die arme Mutter dem Ankommenden entgegen, „ist's wahr, daß die Wittwe einen Stellvertreter für Dich stellen will?“

„Was sagst Du da, Mutter?“

„Es heißt, sie gibt Dir das Geld dazu?“

„Gibt! Gibt! Gegeben werden Dinge, die Nichts kosten, Mutter.“

„Nun, dann wird sie es Dir nicht geben, aber leihen.“

„Geduld wird Einem geliehen, Mutter, und nur zur Messe wird man eingeladen.“

„Du wirst es wohl nicht haben nehmen wollen, Lorenzo.“

„Ich .... Mutter! Ja, ich gehöre auch zu Denen, die immer Etwas geschenkt haben wollen!“

„Und er hat recht daran gethan, kein Darlehn zu nehmen,“ sagte sein Vater, „denn obwohl er ein tüchtiger Arbeiter ist, so daß Jedermann ihn gern haben will und man sich um ihn reißt, so weiß doch Gott, wann er hätte bezahlen können; Borgen macht Sorgen.“*)

*) Im Orig. sprichwörtlich: Cochino fiado gruñe todo

„Man sagt aber, Sohn Lorenzo, daß sie Dich hat heirathen wollen," fuhr die Mutter fort; „und Du hast das Glück ausgeschlagen!"

„Wer hat denn das ausgeheckt? Weißt Du nicht, Mutter, daß das Nein ein Wörtchen ist, das nur das Weib zum Manne sagt? Warum will man die Frau in schlechten Ruf bringen?"

„Man bringt sie ja nicht in schlechten Ruf; man hat nichts Schlimmes gesagt."

„Nein, man reißt sie noch nicht ein, aber man deckt ihr das Dach ab. Der Neid, Mutter, der Neid! Ist sie doch reich und hübsch, darum sind die Andern so wüthend und bissig."

Während Alle vor der Thür saßen und klagten und weinten, daß die Brüder fort mußten, hatte sich Lorenzo, der bemerkt, welchen schmerzlichen und beunruhigenden Eindruck das Gespräch über die reiche Bäckerin auf Dolores gemacht, auf seine gewöhnliche Bank gesetzt und sang, den Kopf an die Wand gelehnt und den Blick zum Sternenhimmel, dem sein Gesang zu gelten schien, gerichtet, mit leiser aber klarer Stimme, und mit jener bewundernswürdigen Biegsamkeit und jenem feinen

---

el año, ein geborgtes Schwein grunzt das ganze Jahr hindurch. Anm. d. Uebers.

Gehör, welches die zarten und zuweilen seltsamen Modulationen und Uebergänge der Volksmelodien verlangen.

Das Lied, welches er sang, war natürlich an Dolores gerichtet, der nicht eine Silbe vom Texte, nicht ein Wechsel der Melodie entging, deren süße Harmonie ihr Ohr und ihr Herz zugleich traf.

Das Lied lautete folgendermaßen:

„Hirt, der Du so fern der Liebe,
Weilst hier auf der Au,
Zu Dir komm' ich, Dich zu fragen:
Willst Du mich zur Frau?"
— „Frein ist nicht nach meinem Sinne,"
Spricht der grobe Gauch.
„Meine Heerd' ist in den Bergen,
Dahin geh' ich auch."

„Hast den groben Bauernkittel
Nun so lang' schon an,
Und Du könntest Hosen tragen,
Würdest Du mein Mann."
— „Frage nichts nach Deinen Hosen,"
Spricht der grobe Gauch;
„Meine Heerd' ist in den Bergen,
Dahin geh' ich auch."

„Trägst doch lang' die alte Jacke
Schon Jahr aus Jahr ein,
Könntest in ein Wamms Dich kleiden,

Wollt'st Du um mich frein."
— „Frage nichts nach Deinem Wammse,"
Spricht der grobe Gauch,
„Meine Heerd' ist in den Bergen,
Dahin geh' ich auch."

„Hattest stets zu Deinem Mahle
Nichts als Roggenbrot,
Wolltest Du, Dir stünde künftig
Weißes zu Gebot."
— „Frage nichts nach Deinem Weißbrot,"
Spricht der grobe Gauch,
„Im Gebirg' ist meine Heerde,
Dahin geh' ich auch."

„Hast auf harter Streu geschlafen
Schon so manches Jahr,
Könnt'st auf meinen Polstern ruhen,
Würden wir ein Paar."
— „Will Dein Polsterbett nicht haben,"
Spricht der grobe Gauch,
„Im Gebirg' ist meine Heerde.
Dahin geh' ich auch."

„Eine Kutsche hat mein Vater
Und er gibt sie Dir,
Daß Du jeden Samstag Abend
Fahren kannst zu mir."
— „Will nicht in der Kutsche fahren,"
Spricht der grobe Gauch,
„Im Gebirg' ist meine Heerde,
Dahin geh' ich auch."

„Sollst aus einem goldnen Bronnen
Mit vier Röhren dran
Künftig Deine Heerde tränken,
Wenn Du wirst mein Mann.“
— „Frage nichts nach gold'nem Bronnen,“
Spricht der grobe Gauch,
„Und ein Weib, das so verliebt ist,
Gern entbehr' ich's auch.“

Abends, während die übrigen Recruten, lustiger oder doch weniger gerührt als Lorenzo, zusammenkamen und ihre Niedergeschlagenheit im Weinglase erstickten oder verbargen oder auch durch die Straßen liefen und sangen:

„Märchen, wollt' Ihr Männer haben,
Müßt sie an die Wand Euch malen,
Denn der span'sche Junggeselle
Gehört der Königin Isabelle.“

sprach Lorenzo bitter und mit zitternder Stimme zu Dolores:

„Ich wußte wohl, daß mich das Loos treffen würde! Jetzt kannst Du Dich hervorthun.“

„Gott steh mir bei!“ erwiederte Dolores weinend, „Du machst es Dir zur Aufgabe, mir die Abwesenheit noch mehr zu verbittern, Lorenzo!“

„Wirst Du mich vergessen, Dolores?“

„Nein, auch wenn Du mich vergissest.“

„Du weißt wohl, daß das gar nicht möglich ist.“

„Dir weit eher als mir.“

„Weshalb?“

„Weil Du nicht, wie ich, eine Erinnerung hast, die Dir in meinem Herzen einen Altar errichtet.“

„Und das ist grade der Grund, daß ich auf Deine Liebe nicht bauen kann, die mehr die einer Tochter als einer Braut ist.“

„Laß doch solche Spitzfindigkeiten; die Liebe, welche aus der Erinnerung an eine Mutter entspringt, ist sicher nicht von schlechterer Beschaffenheit, sondern heiliger und dauernder als die, welche der Ton der Guitarre erzeugt.“

„Nun, dann schwöre mir, mir treu zu bleiben.“

„Ich schwöre es Dir.“

„Bei was?“

„Bei meiner Gesundheit.“

„Das ist nicht genug.“

„Bei meinem Leben.“

„Ist nicht genug.“

„Bei meinem Seelenheil.“

„Genügt mir auch noch nicht."

„Bei der Seele meiner Mutter! Aber ... warum bist Du so argwöhnisch?"

„Weil mir mein Herz sagt, daß Du mich vergessen wirst."

„Dein Herz ist Dein Henker, Lorenzo."

„Weil es aufrichtig ist. Du mußt mir aber noch etwas Anderes schwören."

„Und was?"

„Daß Du nicht von hier fortgehen, sondern bei meiner Mutter bleiben willst, wenn auch Pepa wo anders hingeht."

„Gut, ich schwöre es Dir."

„Jetzt merke Dir eins; wenn Du mich um einen Andern verläßest, so soll der, wenn ich zurückkomme, keinen Bissen Brot mehr essen, sondern von meiner Hand sterben."

„Drohe nicht, Lorenzo, das kleidet nicht gut."

„Ich drohe Dir damit nicht; ich warne Dich nur."

„Aus Furcht werde ich nicht thun, was ich nicht aus Liebe thue, Lorenzo. Und da Du so mißtrauisch bist, so solltest Du einer Liebe, der Du drohst, mehr mißtrauen, als einer Liebe, der Du schmei-

chelst. Genieße ihrer, wie die Biene ihres Honigs, zerreiße sie nicht, wie der Wolf seine Beute, und laß mir beim Abschiede eine Erinnerung, die mich trösten kann und nicht eine, die mir die Trennung verbittert!“

Neuntes Capitel.

Ein Jahr verging und im Hause des alten Mateo Lopez machte sich die Abwesenheit der Söhne täglich fühlbarer, weil der alte Vater allein nur einen Theil seines Landes bewirthschaften konnte.

Die muntern und klaren Augen der Tante Melchora waren vom Weinen getrübt und hatten durch fortwährendes Denken an die Vergangenheit einen Ausdruck von Traurigkeit bekommen. Das Haus war nicht mehr, was es gewesen und hatte jenes Aussehen stillen Glückes verloren, dem es früher seine ruhige Heiterkeit verdankte.

Noch aber stand ihm eine neue bedeutende Veränderung bevor, und jede Veränderung in diesen ruhigen und einförmigen Existenzen ist fast immer eine schwarze Wolke an einem heitern Himmel. Señor Canuto war nach Sevilla versetzt und mußte

abreisen. War dies für Alle ein Kummer, so war es für Dolores herzzerreißend, weil sie sich von Pepa, der trefflichen Frau, die ihr so viel Liebe erwiesen hatte, nicht trennen wollte, und doch wegen des Lorenzo gegebenen ausdrücklichen Versprechens sich aus dem Orte nicht entfernen konnte. Aber auch bei der Familie Lopez konnte sie nicht bleiben, weil dieselbe durch die Abwesenheit der beiden Brüder zurückgekommen war. Pepa wollte sie mit sich nehmen und Tante Melchora, welche sie (wie in der Regel Mütter die Gegenstände der Liebe ihrer Söhne) zärtlich liebte, und in Dolores ein treues Echo ihrer Sorgen und ihres Kummers fand, wollte sie bei sich behalten. Aber, wie schon gesagt, die arme Dolores sah sich genöthigt, beide Anerbietungen abzulehnen.

Vielleicht sieht Mancher in der Darstellung dieses edeln Kampfes zweier armen Familien um den Vorzug, welche von ihnen eine Waise bei sich aufnehmen soll, eine Schönmalerei. Hierauf wollen wir nur erwiedern: diejenigen, die nicht daran glauben, mögen hingehen in die Dörfer, wo es keine Findelhäuser gibt und der Kindermord unbekannt ist, und sich dort überzeugen, was aus den vielen kleinen Wesen wird, die in einem Lande, in welchem

das Leben der Menschen in Folge mannigfacher im Norden unbekannter Gefahren, in der Regel kurz ist, früh zu Waisen werden.

Dolores nahm in ihrer Noth ihre Zuflucht zu Pater Nolasco, der zwar den Seneca nicht kannte, ihn auch nicht zu seinen Heiligen zählte, dafür aber eine große Kenntniß des Herzens, der Leidenschaften und der Verhältnisse des Landvolkes besaß. Mit gesundem Verstand und naheliegenden Mitteln verstand daher Pater Nolasco besser Schwierigkeiten zu beseitigen als andere mit mehr Wissen und mehr Hilfsmitteln vermocht hätten. Pater Nolasco schlug Dolores, ohne sich den Kopf zu zerbrechen (denn das war seine Gewohnheit nicht), ein Mittel vor, ihrer peinlichen Lage ein Ende zu machen.

„Höre," sagte er, „Doña Braulia hat mir aufgetragen, ihr eine Magd zu verschaffen; sie will ein gutes, stilles, reinliches und fleißiges Mädchen, kurz eine, mit der ich zufrieden bin. Nimm den Dienst an, es sind gute Leute, das weißt Du; Du bleibst dann hier, fällst Niemand zur Last und verdienst monatlich zwanzig Realen, macht im Jahre zweihundertundvierzig, und damit kannst Du Dir, wenn Lorenzo ausgedient hat, Deine Aussteuer kaufen. Wenn Dein Sausewind von Bruder Schweinehirt

beim Gevatter Gil Piñones geworden wäre, als ich ihm den Dienst verschaffen wollte, brauchte er sich jetzt nicht auf's Ungewisse auf dem Meere herumzutreiben. Hatte der ein loses Maul! Wenn man ihm etwas erklären wollte, sagte er gleich: „Weiß schon! weiß schon!“ und er wußte es doch noch nicht. Und dabei hatte er Blut wie ein Lamm, war immer heiterer als der Tag und sanfter als Schafwolle; aber widerspenstiger war er als ein gallizisches Maulthier.“

Dolores nahm den Vorschlag des Paters an, obwohl es ihr sehr wehe that, sich von Pepa zu trennen, und diese — so schmerzlich es ihr auch war — konnte gegen einen so verständigen Entschluß und die Beweggründe zu demselben Nichts einwenden.

Doña Braulia Toro war eine gute, sehr gewöhnliche, sehr dicke und sehr lustige Frau; diese letztere gute Eigenschaft aber hatte sie verloren, seit sie das Vermögen ihres Bruders, Don Marcelino Toro, geerbt hatte. Seitdem hatte sie eine unselige Leidenschaft für das „Feine“ bekommen, und in Folge davon verbitterte sie sich das Leben dadurch, daß sie ihre dicke Gestalt, wie Gott sie ihr gegeben hatte, in ein Corset zwängte, das sie aus Cadix kom-

men ließ, und ihr offenes und einfaches Wesen mit einer Ziererei vertauschte, deren lächerliche Anmaßung ihrem Umgange — wie das Corset ihrem Körper — seine gemüthliche Natürlichkeit benahm.

Dagegen war Rosa — ihre einzige Tochter und dreizehn Jahre alt — ein echtes Kind der andalusischen Natur, aufgeweckt, lebhaft, heiter, schelmisch und offen.

Ihr Aeußeres stand in der vollkommensten Harmonie mit ihrem Charakter und ihrem Alter. Ihr Gesicht war rund und rosig, ihr frischer Mund war stets beschäftigt und ließ schwatzend, singend oder lachend ihre blendend weißen Zähne im vortheilhaftesten Lichte erscheinen; ihre schönen Augen blickten bald schalkhaft, bald munter, bald gebieterisch, schelmisch aber nicht boshaft, unschuldig aber nicht einfältig. Ihr zierlicher Kopf, der in fortwährender Bewegung und immer mit Blumen geschmückt war, ihre raschen Bewegungen, ihre wenige Stetigkeit, bildeten im Vereine mit ihrem guten Herzen und ihrem richtigen Gefühl ein so anmuthiges und verführerisches Ganze, daß Jeder dadurch unwiderstehlich zur Liebe hingerissen wurde, wie man nothwendig den wohlthätigen Eindruck eines frischen und lebhaften Windes empfinden muß.

Rosa hielt die Heiterkeit für den natürlichen Zustand und den Freimuth für die einzig mögliche Art sich auszudrücken; für Thränen hatte sie noch kein Verständniß gehabt, noch weniger für Traurigkeit.

Ernsthafte Menschen, ihre Mutter an der Spitze, seitdem dieselbe sich auf die Feinheit und Abgemessenheit gelegt hatte, verabscheute sie; vor Traurigen floh sie weit weg. Nie hatte sie zwei Minuten hinter einander an ein und dasselbe gedacht. Nachdenken war eine zu große Last für einen Kopf, der keine andere kannte, als Blumen. Von ihrer Mutter ohne allen Zwang erzogen, besaß sie alle Vortheile und Nachtheile dieser Erziehung. Es wäre ebenso unmöglich gewesen, ihrem unbändigen Kopfe einen ernsten Gedanken beizubringen, wie ihrem unbefleckten Herzen ein schlechtes Gefühl. Rosa durchlief den Pfad ihres Lebens wie die Pfade ihres Gartens; von beiden forderte sie Blumen als Tribut, denn diese zu ziehen war ihre Mission.

Rosa hatte zwei große Wünsche; der eine, schon alte, war der, eine Puppe zu haben, welche die Augen öffnen und schließen könnte; der andere, neuere, war der nach einem Bräutigam, der ihr das unaussprechliche Vergnügen machen könnte, hinter dem Rücken ihrer Mutter vor ihr Fenster zu

kommen, wie „bei andern Mädchen.“ Wären beide Wünsche in Erfüllung gegangen, so wäre die Puppe, welche die Augen öffnete und schloß, eine gefährliche Nebenbuhlerin für den Bräutigam gewesen, und hätte zuweilen erreicht, was der mütterlichen Autorität nicht möglich gewesen wäre, nämlich daß Rosa ein Rendez-vous versäumt hätte.

Als ihre Mutter daran dachte, ihr Lehrer zu geben, war es schon zu spät. Sie war nicht im Stande, das A zu lernen oder einen Grundstrich zu machen.

„Soll ich denn etwa,“ sagte sie zu ihrer Mutter, „jetzt noch, wie die kleinen Kinder in der Schule, sagen: „„b-a, ba, b-e, be, den Katechismus kenn ich nicht; schlagen Sie mich nicht, Herr Lehrer, auf morgen will ich ihn lernen,““ damit alle andern Mädchen über mich lachen sollen?“

„Seh' Einer das Mädchen! Wie altklug die ist!“ Wissen kommt feinen Leuten zu und ist ein Schatz,“ sagte ihre Mutter.

„Ei, Mama,“ warf das Mädchen ein, „der Reimspruch sagt:

Viel im Kopf und wenig Geld
Bringt nicht weiter in der Welt,
Der weise Mann hat ohne Frage
Nichts reichlicher als Hungertage.“

Dona Braulia hatte in dieser Angelegenheit den Pater Nolasco zu Hilfe genommen, aber mit sehr schlechtem Erfolge.

„Man kann noch in jedem Alter etwas lernen,“ sagte Pater Nolasco. „Dein Oheim hat noch im fünfzigsten Jahre malen gelernt und ist ein Wunder geworden.“

„Warum habt Ihr denn nicht malen gelernt?“

„Malen können nur reiche Leute lernen, aber Lesen kann jeder lernen und wer lesen kann, kann Alles.“

„So?“ erwiederte Rosa; „nun mit all' Eurem Lesen wißt Ihr doch Eins nicht, und noch dazu Etwas, das Ihr wissen müßtet.“

„Was denn?“

„Welche Aehnlichkeit ist zwischen einem Schwindsüchtigen und einem Einsiedler?“

„Solche Narrheiten! Welche Aehnlichkeit zwischen beiden ist? Ganz und gar keine.“

„Oho, es gibt eine Aehnlichkeit.“

„Warum nicht gar.“

„Ich sage aber, es gibt eine Aehnlichkeit, und die müßtet Ihr besser kennen als ich, die ich weder Geistlicher noch Arzt bin.“

„Was schwatzest Du da für Zeug zusammen, Mädchen?

„Also mit all Eurem Schreiben und Lesen wißt Ihr nicht, daß ein Einsiedler und ein Schwindsüchtiger sich gleichen en no tener cura?*) Wißt Ihr's jetzt, Pater Nolasco?"

„Der Vogel ist schon davon geflogen," sagte der Pater, als er Rosa davon und in den Garten laufen sah.

---

*) Das Wortspiel ist im Deutschen ganz unübersetzlich. No tener cura heißt: keinen Pfarrer haben (wie der Einsiedler), aber auch unheilbar sein.

Anm. d. Uebersetzers.

Zehntes Capitel.

Wir müssen dem Leser kurz mittheilen, wer Don Marcelino Toro war, der in dieser Geschichte schon manchmal hinter den Coulissen gespielt hat.

Don Marcelino, Sohn eines Kaufmannes in so kleinen Verhältnissen, daß Vater und Sohn zusammen nicht hinter dem Ladentische Platz hatten, wurde von Marcelino, dem Vater, nach Amerika gesandt, wo er einen andern, größern Ladentisch fand, hinter welchem er mit Zeit, Geduld und Rechtschaffenheit plötzlich eines Tages, wie die Leute in seinem Dorfe sagten, als Millionär, in Wahrheit aber als Besitzer von 25,000 Piaster hervorging. Mit diesen und ein Paar Treffen vorn an den Aermeln für irgend ein obscures Amt, kurz von der geringsten Sorte aus der zahlreichen Classe von

Stickereien, Bändern und Tressen, die Leuten verliehen werden, aber mit dem, was sie bedeuten sollen, möglichst wenig zu thun haben, kehrte er triumphirend in sein Dorf zurück.

Wie manches große Unglück, so geht auch manches große Glück in dieser Welt unbemerkt vorüber. Man kann sich schwer einen Begriff davon machen, wie unendlich glücklich Don Marcelino nach seinem Dorfe zurückkehrte, welches er als Hiob verlassen hatte und nun als Krösus wiedersah.

Das Erste, was er that, war, daß er ein einer Persönlichkeit wie er angemessenes Haus kaufte. Bei den entgegengesetzten Beweggründen aber, die ihn hierzu veranlaßten — nämlich seinem Wunsche nach Wohlleben und äußerm Glanz und der Anhänglichkeit an seine mexikanischen Piaster, bei seiner Sucht zu glänzen, die ihn antrieb, und dem Wunsche, wenig auszugeben, der ihn zurückhielt, bei seinem schlechten Geschmack und seinem ängstlichen Streben nach Eleganz — kam das Haus auf folgende Weise zu Stande. Da er nicht von Grund aus bauen wollte, kaufte er das beste Haus, das grade feil war; da es ihm aber bald zu klein schien, kaufte er das angrenzende und vereinigte es mit jenem. Später fehlte ein Garten und Don Marcelino

wollte um jeden Preis einen Garten haben, aber einen den Tressen seines Besitzers angemessenen Garten mit Buchsbaumhecken, Statuen, Fernsichten, einem Goldfischteiche, vor Allem aber mit einem Labyrinthe; ein Labyrinth war das Ideal Don Marcelino's. Zu diesem Zwecke kaufte er noch ein drittes Haus mit einem großen Hofe, der an den seinigen stieß, ließ die Zwischenmauer niederreißen und legte seinen Garten an, in welchem er alle eben genannten Dinge zusammenbrachte, mit Ausnahme der Fernsichten, die nicht herzustellen waren; diese ließ er daher durch einen Pfuschmaler, den er aus Cadix kommen ließ, und mit welchem er, wie wir später sehen werden, die innigsten Beziehungen anknüpfte, an die Wand malen. Dieser Garten wurde, Dank dem Jasmin, dem Geisblatte, den Weinstöcken, Rosensträuchen, Myrthen und tausend andern Nymphen von Flora's Hofe, trotz seiner lächerlichen Anlage und Ausführung, binnen Kurzem ein Paradies. Das Labyrinth, in welchem sich nur die Maulwürfe verirrten, wurde ein entzückendes Myrthenbouquet; die Schlingpflanzen bedeckten die Mauern mit ihren blauen, rothen und gelben Fresken, die Anspruch auf einen Vergleich mit den atheniensischen machen konnten. Die Reben machten aus dem kleinen Gold-

fischbehälter einen köstlichen Platz voll Schatten und Frische und die Blumen- und Rosengebüsche verdeckten züchtig die hölzernen Statuen einer rachitischen Diana und einer zwerghaften Venus dergestalt, daß von denselben Nichts als die nicht griechischen Nasen sichtbar waren.

Das Erste, was Don Marcelino that, als er sein Haus ausmöblirte, war, daß er sich von seinem geliebten Pfuscher malen ließ, um die Erinnerung an seine Tressen nicht untergehen zu lassen. Der Pfuscher brachte auch wirklich auf ein großes Stück Leinwand die traurige Gestalt des Don Marcelino, der ein paar unheilverkündende Schatten, welche sich zu beiden Seiten des Mundes wie ein Schnurrbart hinaufzogen, sich auf seinen Schläfen wie zwei Pflaster gegen Kopfschmerzen und auf seiner Nase wie ein blauer Fleck abzeichneten, ein noch traurigeres Aussehen gaben. Dafür hatte aber der Maler seine ganze Kunst auf den wesentlichsten Theil des Gemäldes verwandt, nämlich auf die linke Hand, welche, auf der Brust liegend, drei Finger, die aussahen wie drei Stöcke, in die Weste steckte, wobei auf dem Aermel die obengenannten Tressen glänzten. In der andern Hand hielt Don Marcelino ein offenes Papier, das aussah wie ein Anschlagezettel für ein

Stiergefecht und auf welchem zu lesen war: Juan Almazarron fecit.

Dieses Kunstwerk wurde im Wohnzimmer der Thür gegenüber aufgehängt und mit einem Filetrahmen versehen, um es gegen die unehrerbietigen Angriffe der Fliegen zu schützen. Don Marcelino war so entzückt über dieses Meisterwerk der Kunst des Apelles, daß er sich entschloß, dieselbe selbst zu treiben und ihr seine Mußestunden zu widmen.

Wie der Bourgeois-gentilhomme von Molière, der in seinem vierzigsten Jahre plötzlich fand, daß er Dichter war, so fand Don Marcelino in seinem fünfzigsten plötzlich, daß er Künstler war.

Der Pfuscher ermuthigte ihn und erweckte in seiner Seele den edeln Wetteifer und die glühende Liebe für den Ruhm Murillo's.

Wir überlassen es dem Leser, sich vorzustellen, was für Ungeheuer von Sudeleien aus den Händen von Schüler und Lehrer hervorgingen. Dessenungeachtet fanden sie viele Bewunderer, und der aufrichtigste derselben war Pater Nolasco, Don Marcelino's Freund, der ihm dafür den unverwüstlichen wollenen Rock zum Geschenke machte.

Die ersten Studien nach der Natur, die der neue Schüler machte, waren Küchenstücke. Der Sud-

ler, der mit der Zusammenstellung und malerischen Anordnung der zu gruppirenden Gegenstände beauftragt war, ging in die Küche und brachte eine Pfanne, eine Lampe und vier Strohwische und aus der Speisekammer zu Ehren Rota's einen seiner berühmten Kürbisse, der den Ehrenplatz auf dem Gemälde einnehmen sollte. Er wurde daher auf die Strohwische gelegt, wodurch er einen gewaltigen Backenbart wie ein Pionier bekam, als Vorhut wurden einige Rüben neben ihn gelegt und als Schildwachen ein paar Spargelstengel vor ihn gestellt. Die Lampe wurde in den Hintergrund des Gemäldes gehängt, und ihre mit Zinober gemalte Flamme verbreitete ihren rothen Widerschein auf die Rüben, welche dadurch in Mohrrüben verwandelt wurden und auf die Spargel, so daß der Kürbiß aussah wie das Gesicht des berühmten Seeräubers Barbarossa.

Kühn gemacht durch die guten Erfolge dieses Küchenstilllebens, welches fortan das Speisezimmer schmückte, ging der Schüler nunmehr dazu über, Heiligenbilder zu malen. Mit dem Enthusiasmus des Malers wuchs das Format der Gemälde und endlich kam ein riesiger Sanct Christoph zu Stande, der das ganze Dorf in Aufruhr brachte, und den sich

Alles zu sehen drängte. Pater Nolasco, der noch weit stolzer darauf war, als der Künstler selbst, brachte dem Heiligen eine große Menge Bewunderer. „Hier, hier," sagte er und führte sie an das entgegengesetzte Ende der Werkstatt, „hier, hier; Gemälde, den König und die Sonne sieht man von fern am besten." Und indem er ihnen dann die Pinsel und die Farben zeigte, fügte er hinzu: „Sieh, Miguel, das kostet mehr Geld als Deine ganze Ernte. Und mit so vielen Farben und Pinseln soll er nicht gut malen? Ich möchte nur einmal sehen, wie er damit schlecht malen wollte. Mit guten Zuthaten kocht keine Köchin schlecht."

Bei dem Triumphe seines heiligen Christoph kannte Don Marcelino's Leidenschaft für die Kunst gar keine Grenzen mehr und er machte ein fünf Ellen breites und vier Ellen hohes Stück Leinwand zurecht, um sich dem historischen Genre zu widmen. Er schwankte zwischen der Einnahme von Rota durch Alphon's X., den Weisen, um's Jahr eintausendzweihundert und so und so viel, oder der Einnahme von Rota durch den Grafen Esser, der im Jahr eintausendsiebenhundert und so und so viel daselbst landete und zwar in Folge Verraths des Gouverneurs des Schlosses, eines Italieners Namens

Scipione Brancaccio. Er entschied sich für das erstgenannte Süjet, nicht weil es patriotischer war, sondern weil er gern Turbane malen wollte.

Hier aber zeigten sich ernstliche Schwierigkeiten, nicht etwa künstlerische — denn solche existirten für Herrn Rothstift und seinen Schüler nicht — sondern materielle. Don Marcelino, der klein war, konnte nicht einmal ein Drittel so hoch reichen, wie das Gemälde war. Unter verschiedenen Auskunftsmitteln, die gesucht wurden, um die Hände des Künstlers auf gleiche Höhe mit dem zu malenden Gegenstande zu bringen, wurde das von Pater Nolasco vorgeschlagene angenommen. Man nahm nämlich ein Kathederpult, das sich noch in seinem Kloster befand, ließ von einem Stellmacher ein paar Räder daran machen, um es von der Stelle bewegen zu können und brachte — da das Monstergemälde im Hof im Freien gemalt wurde — ein Regendach darüber an. So auf seinem Pulte stehend wie ein Prediger malte Don Marcelino mit seinem Gehülfen den zweiten Theil; der dritte aber unterblieb, weil er ihn auch auf den Zehen auf dem Pulte stehend nicht erreichen konnte.

Vergebens zerbrachen Meister, Schüler und Pater Nolasco sich den Kopf, sie fanden kein Aus-

kunstsmittel. Die Muthlosigkeit folgte allgemach der Begeisterung, wie am Strande die Ebbe der Fluth. Weil aber unmöglich das Schloß ohne Zinnen, die Pferde ohne Ohren, die Helden ohne Kopf, die Mauren ohne Turban, die Lanzen ohne Fähnchen und der Himmel ohne die halbe Arroba Berliner Blau bleiben konnte, das zu seiner Vollendung bereitet war, so mußte nothwendiger Weise ein Mittel gefunden werden, damit Don Marcelino Zinnen, Ohren, Turbane und Fähnlein vertheilen konnte. Pater Nolasco schlug ein Paar Stelzen vor, der Meister eine Leiter; Beides wurde als unbequem und gefährlich von Don Marcelino verworfen, welcher als der am meisten dabei Interessirte endlich das dem Zwecke entsprechende, bequeme und sichere Mittel fand, um sich zu der nöthigen Höhe zu erheben.

Er kaufte einen Sattelgurt, an welchem er ein dickes Seil befestigte, brachte im Dach einen starken eisernen Ring an, zog das Seil hindurch, befestigte sich den Gürtel um den Leib und der Lehrer und Pater Nolasco mußten ihn an dem Seil in die geeignete Höhe ziehen. Alles ging nach Wunsch und unser Don Marcelino, Palette und Pinsel in der Hand, schwebte durch die Lüfte, wie ein Seraph, zur großen Befriedigung der Verfertiger des Appa-

rats; kaum aber befand er sich in einer gewissen Höhe, als das Seil, das neu und sehr stark gedreht war, sich durch das Gewicht mit wachsender Schnelligkeit aufzudrehen anfing. Der Schrecken Pater Nolasco's und des Meisters, als sie Don Marcelino mit offenen Armen und aus Leibeskräften schreiend sich wie wahnsinnig in der Luft drehen sahen, war der Art, daß sie den Strick losließen und davon liefen, wodurch der arme Don Marcelino zu Boden fiel, wo er platt wie ein Frosch liegen blieb.

Da dieser Unfall ihm denjenigen in's Gedächtniß rief, welcher dem armen Murillo das Leben kostete, fühlte er seine künstlerische Begeisterung erkalten und hing die Waffen des Apelles an den Nagel.

Elftes Capitel.

Don Marcellino fühlte sich in seinem Besitze so glücklich, daß er, hätte er gewußt, daß ein Franzose keinen glücklichern Menschen gefunden hat, als einen Paria in einer indischen Hütte,*) nicht darüber gelacht hätte — denn lachlustig war er nicht — sondern sehr böse geworden sein würde über die albernen und paradoxen Behauptungen der Papierbeschmierer. Er ging in seinem Garten und seinem Hause umher in einer Art von ruhiger Verzückung, in welcher es ihm nur leid that, daß der Tag nicht mehr als vierundzwanzig Stunden und das Jahr nicht mehr als 365 Tage hatte.

Zehn Jahre lang genoß Don Marcelino seines Glückes, beschäftigt, seine geliebten Piaster, nach dem Rathe, welchen Pater Nolasco mit seinem gesunden

*) Bernard. de St. Pierre „die indische Hütte.“

Verstande ihm gegeben hatte, gut anzulegen. Nach Verlauf dieser zehn Jahre aber und da er es am wenigsten dachte, bediente sich die Parze als Scheere einer Lungenkrankheit und in acht Tagen ging Don Marcelino — obwohl nicht sehr gern — zu einem bessern Leben über.

Don Marcelino hatte einen schönen Tod. Er verzieh seinen Feinden nicht, weil er keine hatte, vertheilte in seinem Testamente viele Almosen, empfahl fromm seine gute Seele Gott und verordnete in letzter menschlicher Schwäche, daß man ihn in seiner Uniform begraben sollte.

Seine Schwester, Doña Braulia Toro, die Wittwe eines Maulthiertreibers, erbte das ansehnliche Vermögen ihres Bruders und zog in das ererbte Haus, das, wie wir wissen, aus Dreien in Einem bestand. Natürlich blieb das famose Gemälde, in welchem seit dem Tode seines Originals die Schatten noch dunkler geworden waren, auf seinem Ehrenplatze. Pater Nolasco sah es nicht einmal an, ohne ihm ein Lob zu spenden und darauf andächtig ein Paternoster für seinen Freund zu beten. Rosa hatte das bemerkt, und wenn der Pater dorthin ging, verfehlte das lustige und muthwillige Mädchen nie, seine Aufmerksamkeit auf das

Bild zu lenken, sicher, daß kein Mal verging, wo der gute Pater nicht ausrief: „Ein stattlicher Herr!“ und dann sofort ein Paternoster betete.

Die Mutter, die diesen Muthwillen bemerkte, hatte ihre Tochter gescholten und ihr verboten, dergleichen wieder zu thun. Rosa aber, mit ihrer gewöhnlichen Unfolgsamkeit, achtete nicht auf das Verbot, und der gute Pater ließ jedesmal, wenn Rosa den Verstorbenen nannte, sein unfehlbares: „Ein stattlicher Herr!“ und das davon unzertrennliche Patetnoster folgen.

Wie viel Ausdrücke gibt es, beiläufig gesagt, die, weil sie alltäglich und gewöhnlich sind, unsere Aufmerksamkeit nicht auf sich ziehen und doch einen äußerst tiefen Sinn haben! Zu diesen Ausdrücken gehört der: „Wie viele Leute gehen in weißen Hosen zum Himmel.“ Hierüber werden Diejenigen die Achseln zucken, welche das Talent als die größte Vollkommenheit des Menschen betrachten — was der crasseste aller Irrthümer ist — und Diejenigen, welche in dem eben so crassen Irrthume befangen sind, daß die Ueberlegenheit in dieser Welt dieselbe sei wie die der andern. Dumas, dem man Mysticismus nicht vorwerfen wird, hat es ausgesprochen: „Sicher ist das,

was in den Augen der Menschen groß ist, nicht groß in den Augen Gottes."*)

Wir schämen uns, einen profanen Schriftsteller zu citiren, da doch diese große Wahrheit so oft in der heiligen Schrift ausgesprochen ist. Aber wir haben es gethan, weil die Meisten glauben, daß Bibelsprüche nur für die hohen Regionen der Seele passen, nicht aber in das niedere Getreibe des gewöhnlichen Lebens herabsteigen und sich mischen dürfen. Sie sehen in ihnen einen nur für Tempel passenden Weihrauch, ohne zu bedenken, daß dieser als Brandopfer von der Erde zum Himmel hinauf, das Wort Gottes dagegen vom Himmel zur Erde herabsteigt, um den Menschen zu leiten.

Den Tag nach seiner Unterredung mit Dolores ging Pater Nolasco zur Wittwe und sagte nach den ersten Begrüßungen:

„Braulia, ich habe ein ausgezeichnetes Mädchen für Dich."

„Ei, das freut mich," antwortete sie. „Hat sie Verstand? Ist sie eine gute Christin? Kann sie waschen? Ist sie reinlich? Und vor Allem, ist sie nicht unmanierlich?"

*) In seinem „George."

„Ich sage Dir, Frau, sie ist ein Juwel."

„Pater Nolasco," sagte Rosa, „kommt es Euch nicht vor, als ob Jemand an meines Onkels Bild angestoßen hätte und als ob es schief hinge?"

Pater Nolasco erhob den Kopf, sah das Bild an und antwortete:

„O nein, es ist so grade, wie Dein Onkel selbst; er ruhe in Frieden! Schönes Bild das! Prächtig! Der Juan Rothstift verstand doch seine Sache. Der Pfarrer sagte neulich, in Madrid wäre Einer, der die Königin malte, er heißt Don Federico Madraza, der soll zum Erstaunen sein. Aber gegen diesen kommt er nicht, bei Weitem nicht! Aber so geht's in der Welt! Wenn Juan Rothstift nach Madrid gegangen wäre, wär's ihm ganz anders geglückt. Wenn sie dies Porträt sähen! Ein stattlicher Herr! Paternoster — —"

Das Uebrige sagte er leise.

„Was Du thust," sagte Doña Braulia zu ihrer Tochter, fest versichert, daß der Pater es nicht hörte, „ist sehr albern, und kein junges Mädchen von guter Edition*) thut so Etwas. Thust Du das noch einmal, so versetz' ich Dir einen Kniff, daß Du alle

*) Sie will sagen Education.

zehn Finger danach lecken sollst; Du sollst mir fein werden, oder es müßte mit unrechten Dingen zugehen! Daß Dich das Wetter — —!"

„Mutter, gib Dich nicht mit dem Feinen ab, das zerbricht. Gib mir eine Weintraube; Du verwahrst sie ja, als wenn sie von Gold wären."

„Feine Leute essen nicht außer der Zeit,"*) entgegnete die sparsame Dame.

„Pater Nolasco," rief das junge Mädchen aus, „Mutter will mir keine Trauben geben; sie sagt, das sei sehr albern und unehrenhaft. Nicht wahr, mein Onkel Marcelino, der doch ein feiner Mann war, aß Trauben bis er satt war."

„Das ist wahr," antwortete Pater Nolasco, bei seinen Erinnerungen lächelnd; „die Muscatellertrauben wurden haufenweise aus dem Weinberge geholt."

„Und da man von Trauben fett wird, so wird er wohl so dick wie ein Ziegenlamm mit zwei Müttern geworden sein," bemerkte Röschen seufzend.

„Heuer (ich meine dies Jahr) ist der Muscateller nicht gerathen," sagte Doña Braulia.

---

*) Im Original steht hier ein unübersetzliches Wortspiel. Doña Braulia will sagen à deshora (zur Unzeit), sagt aber fälschlich à deshonra (zur Unehre). Darauf beziehen sich Rosa's folgende Worte. Anm. d. Uebers.

„Lüge!“ murmelte Rosa.

„Was sagst Du?“ fragte Pater Nolasco.

„Ich sage, ob es Euch nicht vorkommt,“ rief die Kleine laut, „als hätte der Onkel an den Schläfen ein paar Pflaster gegen Kopfschmerzen, wie die Zigeunerinnen, und eine große Fliege an der Nase.“

„O nein,“ antwortete Pater Nolasco, das Gemälde ansehend. „Wie er leibt und lebt! Das ist ganz seine Hand. Die Hand hat Manchem geholfen, der sie jetzt vermißt. Mir schenkte er diesen Rock und sagte: Pater Nolasco, tragt ihn in Gesundheit auf. — Lebt, so lange ich ihn trage, antwortete ich. — Aber mein Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen und auch der seinige wird nicht in Erfüllung gehen, denn der Rock wird länger leben als ich! Ein stattlicher Herr,“ fügte er seufzend hinzu: „Gott hab' ihn selig! Paternoster —“

„Au! au!“ schrie Rita davon laufend, denn sie hatte an ihren Armen die feine Berührung der feinen Finger ihrer feinen Mama gefühlt.

Den Tag darauf kam Dolores in's Haus, traurig und schüchtern, aber mit der redlichen Absicht, sich Liebe zu erwerben und ihre Pflicht zu erfüllen.

Binnen Kurzem hatte Rosa sie ungemein lieb gewonnen, und Doña Braulia war sehr mit ihr zufrieden, denn außerdem, daß sie verschwiegen, geschickt und reinlich war, hatte sie für die sparsame und „feine“ Dame zwei ganz vortreffliche Eigenschaften: sie aß wenig und war nicht linkisch. Eines Tages sagte sie zu ihrer Tochter:

„Dolores ist recht gut, aber ein wenig langsam; sie hat so viel Kraft wie eine erstarrte Fliege und geht wie ein Käfer durch den Theer.“

„Ei über Deine Eigenheiten, Mutter!“ rief Rosa laut lachend aus. „Magst Du auch noch so oft sagen obgleich, Du kommst immer wieder auf Dein letztes Wort zurück.“

„Ich wollte sagen, sie ist umständlich,“ erwiederte Doña Braulia beschämt.

„Aber willst Du denn, Mutter,“ antwortete Rosa lebhaft, „daß Alles fertig sein soll, ohne daß es gethan wird, oder daß sie wie jene fromme Frau in Sevilla nach einem Tranke Eier legen soll?“

„Man sagt nicht Mutter, man sagt Mama oder Mamachen.“

„Um Gotteswillen geh' mir mit dem Papa und Mama; das ist für Leute, die eine schlechte

Aussprache und eine dicke Zunge haben; meine Sprache ist deutlich und meine Zunge geläufig."

„Hör' Einer das unverschämte Kind! Wo hat die Erbse den Schnabel her?"

„Nun, willst Du etwa einen Affen aus mir machen? Damit ist's Nichts, Mutter. Arbeiten will ich wie ein galizisches Maulthier, aber ich bin ein zu edler Most zum Destilliren," antwortete Rosa.

„Ich will nicht, daß Du arbeitest; dazu habe ich ein Mädchen," erwiederte die Mutter. „Nähen sollst Du; das thust Du noch sehr schlecht, denn zwischen einem Stich und dem andern hat ein altes Weib Platz."

Dolores verlebte in dem Hause ein ruhiges und man hätte sagen können zufriedenes Jahr, hätte nicht ihr Herz die Erinnerung an ihre Mutter wie ein trauriges Aschenhäuflein und die an Lorenzo und Thomas wie zwei lebhafte, durch die Unruhe bewegte Flammen bewahrt.

Eines Tages sagte Rosa plötzlich zu ihr:

„Dolores, hast Du einen Bräutigam?"

Bei den Landleuten ist die Liebe, als stete Vorläuferin der Ehe, etwas so Natürliches, Erlaubtes und Gesetzmäßiges, daß Diejenigen, welche

in Liebe verbunden sind, es niemals leugnen. Deshalb antwortete Dolores aufrichtig:

„Ja, ich habe einen."

„Du Glückliche!" erwiederte Rosa. „Aber wo ist er denn, ich habe ihn ja noch nicht gesehen?"

„Er ist auswärts."

„Auswärts? Ach! Wie weißt Du denn aber, daß er Dein Bräutigam ist?"

„Wie er weiß, daß ich seine Braut bin; weil wir uns lieben."

„Ein Bräutigam, der auswärts ist . . . ist wie ein Stieglitz, der nicht singt. Wozu nützt das? Ich mag das nicht. Wenn ich einen Bräutigam hätte, so müßte er mir Musik machen und wir müßten uns recht bald verheirathen."

„Und warum hast Du denn so große Lust, Dich zu verheirathen?"

„Nun, warum denn sonst, als um unter der Ruthe meiner Mutter wegzukommen, die langweiliger ist als eine Nachmittagsfliege. Aber, mußt Du wissen, wenn Dein Bräutigam kommt, . . . wie heißt er?"

„Lorenzo."

„Lorenzo Lopez? Ach Jesus! Das soll ja aber ein bitterböser Mensch sein! Da bist Du schön an-

gekommen! Arme Dolores! — Wenn nun aber Lorenzo kommt, mein' ich, und Dich besuchen will, so stirbt meine Mutter vor Wuth, wie ein Sperling; denn ich glaube, sie bildet sich ein, alle Bräutigams in der Welt sind Mörder. Ich bin überzeugt, mein Vater ist ihr Mann geworden, ohne ihr Bräutigam gewesen zu sein."

„Er wird nicht in's Haus kommen," sagte Dolores mit sanftem Lächeln.

„Du wirst ihn aber auch nicht am Fenster sprechen können, wenn sie es erfährt; ich sage Dir, meine Mutter glaubt, daß die Bräutigams die Pest mitbringen."

„Ich werde nicht an's Fenster gehen, Fräulein," sagte Dolores.

„Nenne mich nicht Fräulein, wenn meine Mutter nicht dabei ist; ich habe Dir das schon mehr als elftausendmal gesagt. Meine Mutter, die dicke Tonne, die in ihrem Leibchen oder Corset und ihrer Spitzenmantille aussieht wie ein schlechtgewickeltes Knäuel, will gern die große Dame spielen, und das „Madam" paßt für sie, wie für mich das Schleppkleid der Infantin; so geht ihr's in Allem. Die süßen Speisen, die sie früher machte, konnten auf des Königs Tafel kommen, Eiercreme, Milchreis,

Beignets, Honigkuchen, Milchgebackenes und Torten machte Niemand so gut als sie. Jetzt backt sie nur noch Buines*) und die verbrennt sie alle oder backt sie nicht gar und sie sind ungenießbar.

Da Du nun aber einen Bräutigam hast, Dolores, könntest Du vergnügt und zufrieden sein; Du siehst aber immer aus wie die heilige Jungfrau „von den Aengsten“ und sprichst, lachst und singst in Deinem ganzen Leben nicht.“

„Es gab eine Zeit,“ sagte Dolores, „wo ich lachte und sang. Aber ich habe ja meinen Vater verloren, der ertrank, und meine Mutter ist allein und verlassen auf dem Strand umgekommen; mein lieber Bruder ist auf der See und so fern von mir, seine Abwesenheit dauert schon so viele Jahre und kann ewig dauern; Lorenzo hat Soldat werden müssen und ist auch fort; wie soll ich da sprechen, singen und lachen, Rosa?“

„Das ist wahr,“ sagte Rosa, und in ihre Augen trat eine helle Thräne; „arme Dolores! Aber tröste Dich, Mädchen, die Todten sind bei Gott und die Lebenden werden wiederkehren.“

„Amen!“ antwortete Dolores seufzend.

---

*) Ein gewisses in Andalusien gebräuchliches Gebäck.
Anm. d. Uebers.

Zwölftes Capitel.

Eines Abends war Dolores im Garten beschäftigt, welchen die sparsame Senora Braulia, die den Vorzug besaß, daß ihr der Geist des heutzutage so viel gepriesenen Positivismus angeboren war, in einen Obstgarten verwandelt hatte. Dicke, kräftige, enggepflanzte Kohlköpfe ersetzten die Myrthen; schlappblättrige Zwiebeln verpesteten den Platz, den früher die Veilchen mit ihrem Duft erfüllt hatten und dickbäuchige weiße Rüben hatten die reizenden Georginen von dem ihrigen verdrängt.

Wie man denken kann, war die Tochter in Verzweiflung gewesen und hatte über die ausgerissenen Blumen ihre ersten Thränen vergossen.

„Nun sieh," sagte sie in schmerzlichem Tone zu ihrer dicken Mutter, „nun hast Du's mit den Blumen gemacht, wie Sextus Quintus, der nicht einmal Chri-

stum verschonte; jetzt ist im Garten keine Rose mehr, außer mir. Ich wollte, daß alle Deine Kohlköpfe die Schwindsucht bekämen, all Dein Salat vertrocknete und Deine Rüben verfaulten."

Der Abend war trübe und der Wind, der schon zu stöhnen begann, kündigte den Winter an. Dolores blickte zu den Wolken, die rasch dahinzogen wie Abtheilungen eines Heeres, das sich zum Kampfe rüstet; das Brausen der Meereswogen, die sich unruhig bewegten, schlug deutlich an ihr Ohr, während eine am südlichen Horizonte stehende Wolkenschicht allmälig ihren düstern Schatten durch die Atmosphäre verbreitete.

„Wo, wo," dachte sie, „mag meinen armen Thomas der Sturm treffen, der sich naht? Auf dem Meere, auf der Erde oder im Grabe? Vielleicht werde ich diesen geliebten Bruder nie wieder sehen."

In diesem Augenblicke hörte man an die Hausthür klopfen und Dolores lief hin um zu öffnen. Unter dem Thürdache stand ein großer, schlanker junger Mensch in sauberer Matrosenkleidung. Die catalonische Mütze saß stattlich auf seinem blonden Lockenhaare; über seine gebräunten aber rosigen Wangen liefen zwei Thränen, welche abstachen

mit der Herzensfreude, die um seinen hübschen Mund lachte.

„Kennst Du mich nicht?“ sagte er zu Dolores, die ruhig wartete, daß er ihr den Zweck seines Kommens sagen sollte.

Beim Tone der Stimme stieß Dolores einen Schrei aus, der aus der tiefsten Seele kam und mit den Worten: „Mein Bruder,“ stürzte sie dem jungen Seemann in die Arme. Aber dieses innige Glück wurde unterbrochen; Dolores' lange an Leiden gewöhnte und durch unaufhörliche Arbeit geschwächte Fibern konnten eine so plötzliche Freude nicht ertragen und sie sank bewußtlos nieder.

Auf den Schrei waren Dona Braulia und Rosa herzugeeilt.

„Was ist das? Was ist das? Wer bist Du, junger Mensch?“ rief Jene.

„Ich bin ihr Bruder, Señora,“ antwortete Thomas.

„Wenn das wäre, hättest Du sie nicht so erschreckt.“

„Aber, Señora . . .“

„Fort, fort, Du hast keinen Taufschein in der Hand und Gott weiß, was Du für Absichten haben magst.“

„Mutter,“ sagte Rosa entschieden, „das ist Thomas, Dolores' Bruder; man braucht ihn ja nur anzusehen, um ihn zu kennen; sie sehen sich ja ähnlich wie eine Rose von seiner Farbe einer weißen Rose.“

„Halt den Mund, Naseweis,“ sagte ihre Mutter, „und hole Essig zum Riechen für Dolores. Und Du,“ fügte sie zu dem Matrosen gewendet hinzu, „verschwinde, denn Du bist hier übrig. Das wäre mir recht! als ob man nur so ohne Weiteres in fremde Thüren hineinzugehen brauchte!“

Man hätte sagen sollen, ein prophetischer Instinkt habe die Wittwe bewogen, den hübschen jungen Matrosen so grob abzuweisen, denn wenn auch ihr Geld und ihr Silberzeug durch seine Gegenwart keine Gefahr liefen, so doch ein Schatz von weit größerm Werthe.

Wer hat nicht mit Vergnügen und Interesse jene weißen Streifen, jene rothen Wölkchen am Himmel umherziehen sehen, ohne ausmitteln zu können, welche Dünste sie gebildet, welche Lüftchen sie emporgehoben und ihnen ihre Richtung gegeben haben?

Ihnen ähnlich wollen wir gleich jetzt, ohne Ursachen, Anlässe und Beweggründe dafür zu suchen,

die süße, zarte und rosige Liebe des jungen Seemanns und der jungen Rosa vorführen.

Dolores hatte sich dieser Liebe widersetzt, über welche Doña Braulia außer sich gewesen sein würde; aber weder Röschen noch ihr Bruder hatten darauf gehört. Unglücklicher Weise ist guter Rath, der einer entstehenden Liebe widerspricht, ein Tropfen Oel in's Feuer; er nährt sie nur.

„Rosa," sagte Dolores, „bedenke, daß diese Liebe keinen Boden hat und kein gutes Ende nehmen wird; Deine Mutter wird nur einen reichen und vornehmen Herrn zum Schwiegersohne haben wollen."

„Nun, wenn sie auf einen vornehmen Schwiegersohn rechnet, so irrt sie sich gewaltig," antwortete Rosa. „Mir gefallen die Vornehmen nicht. Vor Kurzem war hier eine Schaar junger Herrchen aus Cadix. Heilige Jungfrau! Und was für Herrchen! Sie trugen Hüte ohne Form und Manier, mit ungeheuren Krempen, die Arme hingen ihnen am Leibe nieder, ihre Röcke waren so weit wie Fuhrmannskittel und sie gingen so verdreht und schlotterig wie der heilige Serapius. Einer wollte mir etwas Schönes sagen, ich antwortete ihm aber: Lassen Sie sich über den Leisten schlagen, Señor, denn Sie sind

ganz aus der Façon gekommen. Nein, nein, Dolores, die vornehmen Herren sind für die vornehmen Frauenzimmer in Haube und Mäntelchen; jedes Schaf halte sich zu seines Gleichen, Schwester."

So bestand denn diese kindische Liebe ganz aus zarten Blättern und Eintagsblumen, nur der Wille nicht, der den Stengel bildete.

Nicht nur hatten Beide sich zu einander hingezogen gefühlt wie zwei Bächlein, die von derselben Anhöhe herunterfließen, um sich im Thale zu vereinigen und ihren muntern Lauf zwischen den Oleandern und dem Rasen fortzusetzen, sondern auch weil Thomas das dringende Bedürfniß gefühlt hatte, seinem leicht beweglichen Herzen einen Anker anzulegen und Rosa, weil es ihr lebhaftes Vergnügen machte, ihrer Mutter durch die That — wie bisher schon durch Worte — zu beweisen, daß sie in Beziehung auf ihre Ansichten über Bräutigams durchaus verschiedener Ansicht von ihr war. Daher wußte sie mit der größten Geschicklichkeit und dem innigsten Vergnügen den grimmigsten aber sorglosesten Argus von der Welt zu hintergehen und vom Fenster aus mit Thomas zu sprechen. Zur Steuer der Wahrheit müssen wir indessen sagen, daß bei diesen unerlaubten Zusammenkünften, die nicht sehr ernsthaft

und noch weniger sentimental waren, nicht vorzugsweise von Liebe die Rede war, und daß das Lachen dabei den Vorsitz führte. Sie pflegten folgender Art zu sein

„Was hast Du?“ fragte der Bräutigam die Braut, wenn er fand, daß sie nicht im Stande war ein Wort zu sprechen, nicht vor Rührung, noch weniger vor Verwirrung, sondern weil sie vor Lachen ersticken wollte.

„Was soll ich haben?“ antwortete Rosa. „Eben im Augenblicke sagte meine Mutter zum Pater Rolasco: Mein Kind — denk einmal: „mein Kind,“ und dabei bin ich vierzehn Jahr weniger zwei Monate und zwanzig Tage alt — mein Kind, sagte sie, kennt noch nicht einmal das Wort „Liebe;“ mein Kind soll fünfundzwanzig Jahr alt werden, ohne auch nur einmal einem Manne in's Gesicht zu sehen; dafür werd' ich sorgen. — Und ich werde dafür sorgen, Frau Mutter — dachte ich bei mir selbst — daß ich nicht sechzehn Jahre alt werde, ohne Dir einen Enkel geschenkt zu haben. Bis dahin bist Du schon Steuermann und kannst heirathen; nicht wahr, Thomas?“

„Natürlich! Indessen müssen wir bedenken, Rosa, daß Du und Deine Mutter für mich sehr

hoch steht und daß Deine Mutter nicht wollen wird."

„Was hoch! Ei ja! Onkel Miguel Lachugas, der ausruft: „Wunderschöne Fächer zu verkaufen; wenn's Papier zerreißt, bleibt der Stiel," ist meiner Mutter leiblicher Vetter. Aber wenn sie nicht will, führst Du mich mit Gewalt in die Kirche ... und damit gut."

„Und was hast Du Deiner Mutter geantwortet?" fragte Thomas.

„Was ich geantwortet habe? Merk' auf. Ich sagte zum Pater Nolasco: Pater, seht einmal meinen Onkel an. Der Pater sah ihn an und sagte: „Ein stattlicher Herr," und betete ein Paternoster für ihn, wie immer, wenn er ihn ansieht. Ich hatte mich fern von meiner Mutter hingestellt, denn jedesmal wenn ich meines Onkels Namen nenne, kneift sie mich."

„Ei was! Und warum denn?"

„Weil ich es nur thue, damit Pater Nolasco ein Paternoster für ihn beten soll; und darüber wird meine Mutter böse, anstatt mir dankbar zu sein, daß ich ihm das Gebet für seine Seele verschaffe; denn seit sie geerbt und sich auf die „Feinheit" gelegt, hat sie ein Gemüth bekommen wie ein Drache."

„Aber ... zur Sache zu kommen. Du antwortetest also Deiner Mutter, indem Du die Aufmerksamkeit des Pater Nolasco auf das Bild Deines Onkels lenktest?“

„Nur Geduld, wird schon kommen; das geht ja nicht Alles wie ein Flintenschuß. Ich sagte also zum Pater Nolasco, als er sein Gebet beendet hatte: Pater, habt Ihr in Eurem ganzen Leben einen häßlichern Mann gesehen, als meinen Onkel? — Jesus! was für ein Frevel, sagte meine Mutter — die, wie Du weißt, die feine Dame spielen will und eben so fein ist als ich, denn wir Beide sind so fein wie ein umgekehrter Saumsattel — was ist denn an meinem Bruder häßlich? — Alles, antwortete ich, besonders aber die Augenbrauen, die wie ein Katzenschnurrbart aussehen und die Farbe wie gekochte Quitten. — Er war nicht häßlich, es war ein schöner Mann, sagte Pater Nolasco, der eben so hübsch ist, wie er war. — Nun wißt, sagte ich, er ist so häßlich, weil er sich nie verheirathet hat. — Geh, geh in den Garten und begieß den jungen Salat, altkluges Ding, sagte meine Mutter. Ich freute mich, daß ich weggeschlagen war wie ein Gummiball, lief fort und kam schneller als das Licht hierher; die Mutter aber lief mir nach und schloß

mich ein. Ich lache; und soll ich darüber etwa nicht lachen? denn siehst Du, der Ochs, der mich auf die Hörner genommen, hat mich an eine gute Stelle geworfen; denn hier halte ich Liebeszwiesprache, etwas, wozu ich immer große Neigung gehabt habe und das mir mehr gefällt, als eine gesungene Messe. Ehe Du da warst, fing ich an zu singen:

Zum Plaudern brauchts Witz,
Zum Singen Schwung,
Um Mädchen zu fangen
Beurtheilung.

Sieh, Thomas, ich konnte die Zeit gar nicht erwarten, Dir das zu sagen."

„Was?"

„Das ich äußerst vergnügt bin."

„Worüber?"

„Ich weiß es selber nicht!"

„Nun, ich bin es auch, aber ich weiß warum."

„Warum denn?"

„Weil Du meine Braut bist."

„Das glaub ich wohl."

„Und auch weil der Capitän mir gesagt hat, daß er mich als Matrosen mitnehmen und mich in der Steuermannskunst unterrichten will."

„Wohin will er Dich denn mitnehmen?“

„Nach Hamburg.“

„Also noch einmal nach Indien?“

„Nein, das liegt wo anders.“

„Noch weiter?“

„Nein, näher; da oben hinauf.“

„Geh mit Gott! Aber merke Dir, daß ich nicht will, daß Du wieder nach Montevideo gehst, denn Pater Nolasco sagt, wer das einmal sieht, der sieht's nicht zweimal.“

„Kümmere Dich nicht um das, was Pater Nolasco sagt, wenn von Seereisen die Rede ist; denn er hat solch eine Furcht vor dem Wasser, daß ich überzeugt bin, selbst das Taufwasser erschreckt ihn.“

„Ich habe Dir Etwas zu sagen, Thomas.“

„Und ich Dir, Rosa.“

„Nun, dann fang Du an.“

„Nein, Du; der Unterrock geht voran.“

„Es ist ein Räthsel; was gilt's, Du räthst es nicht?“

„Wollen sehen.“

„Nun dann paß auf.

Ich und meine fleiß'ge Schwester
Geh'n im Tact denselben Weg,
Mit dem Schnabel stets nach vorne,
Mit den Augen hinterwärts.“

„Der Schnabel nach vorn? Die Augen nach hinten? Das wird wohl der Pfau sein?“

„Was für ein Unsinn! Sind das etwa zwei Schwestern? Die Schere, . . . Einfaltspinsel, die Schere! — Sag Du mir eins, ich mag sie so gern, rasch.“

„Eine schöne Dame
Läuft dem Glücke nach.
Schneidet ohne Scheere,
Nähet ohne Nadel.“

Rosa wurde nachdenklich und murmelte:

„Eine schöne Dame? ich. Läuft dem Glücke nach? ich. Schneidet ohne Scheere? . . . ein Kleid; ich. Aber das Nähen ohne Nadeln . . . ich kann's nicht herauskriegen.“

„Hast Du mich denn nicht ohne Nadeln hier vor Deinem Fenster angeheftet, Mädchen?“

„Ja sieh, das ist wahr.“

„Aber das ist es nicht, Du hast's nicht getroffen.“

„Nun, was ist es denn?“

„Der Nachen.“

„O Jesus! Meine Mutter!“ rief Rosa, „und wenn die mich hier findet, so bekomme ich Schläge — daran ist mir Nichts gelegen — aber sie wird

das Fenster zumauern lassen, und daran ist mir viel gelegen."

Mit diesen Worten lief sie weg, kehrte aber schnell wieder um und sagte:

„Vergiß ja nicht, Thomas, wenn Du von der See zurückkommst, mir kleine Heuschrecken mitzubringen."

Und leicht und unhörbar wie ein Hauch war sie verschwunden.

Wie viel Sünden verdammt die Lästerung als Todsünden, die eben so verzeihlich sind wie die erzählte! Und wie viele Mädchen gefährden durch Mangel an Vorsicht und Zurückhaltung ihren Ruf!

Dreizehntes Capitel.

Während Rosa und Thomas ihren Kranz von Frühlingsblumen wanden, war die Zeit erschienen, wo im Jahre 1850 ein Theil der Armee zeitweilig entlassen wurde und die beiden Brüder Lopez Urlaub erhielten, um in ihre Heimath zu gehen. Um ihre Familie zu überraschen, beschlossen sie, selbige nicht davon zu benachrichtigen; Lorenzo betrachtete die Ueberraschung nicht nur als Mittel zur Erhöhung der Freude, sondern er hatte dabei auch die Absicht, keine Zeit übrig zu lassen, daß ihm irgend etwas von dem während seiner Abwesenheit Vorgefallenen verborgen werden könnte.

Es war ein Sonntag. Der Tag neigte sich zu Ende, um der Nacht Platz zu machen; die Sonne wollte zur Ruhe gehen, als ob ihre goldene Strahlenkrone ihr zu schwer würde. Der Wind war, mit

dem kalten Hauche der Nacht geschwängert, frischer geworden. Die Schwalben hatten die Schaar der Luftbewohner schon laut zur Ruhe gemahnt, und nur die scheue und am Tage verfolgte Eule klagte in ihrer Einsamkeit, gleich dem Paria, über das abgeschiedene Leben ihres Geschlechts. Die Wellen breiteten sich träge über den Strand und stimmten den Ton ihrer Donnerstimme zu einem ruhigen und eintönigen Gesange herab. Einer nach dem Andern, gleich den Worten des Schüchternen, erschienen die Sterne, um das Wort Ruhe an das Himmelsgewölbe zu prägen.

Zwei junge Männer wanderten leichten und festen Schrittes den kahlen und flachen Weg von Sanlucar nach Rota, ihren Gang mehr und mehr beschleunigend, als ob jeder Gegenstand, den sie erblickten, sie erkannt hätte und ihnen zuriefe: „Macht, daß Ihr hinkommt."

„Es thut mir doch jetzt leid," sagte der Aeltere, „daß ich der Mutter unser Kommen nicht gemeldet habe; die arme Frau kann jetzt plötzliche Erschütterungen nicht vertragen."

„Nun, mir thut's nicht leid," erwiederte der Jüngere; „denn die Freude belebt, und auf diese Weise werde ich mich überzeugen, wie Dolores sich beträgt."

„Still, Lorenzo, still! Dolores ist ein Kleinod, das Du Mißtrauischer gar nicht verdienst.“

„Esteban, das Sprichwort sagt: Sieh Dich vor mit den Frauen und traue auch den besten nicht. Dolores ist gegen meinen Wunsch bei Doña Braulia in Dienst gegangen; den Grund davon haben wir nicht erfahren können und irgend einen Grund muß es doch haben; sie hat nicht für gut befunden, ihn mich wissen zu lassen, sie weicht aus, und ein Eisen, das wackelt, dem fehlt ein Nagel und es sitzt nicht fest. Wozu in ein fremdes Haus gehen, da sie doch bei der Mutter bleiben konnte? Indem ich mir so Eins mit dem Andern zusammenreimte, habe ich endlich aus der unklaren Geschichte so viel abgenommen, daß in der Knospe ein Wurm steckt.“

„Du bist wie der Prophet Jeremias, der das Unglück vorher ankündigte, ehe es in die Welt kam. Deine Frau ist schön dran! Die wird sehr unglücklich werden. Arme Dolores! In Dienst ist sie gegangen, aber bei wem, Mensch? Bei der Wittwe Doña Braulia, die nur eine kleine Tochter hat und zurückgezogener und tugendhafter lebt, als die heilige Monica.“

„Ich sage Nichts gegen die Wittwe; aber was in dem Hause vorgehen mag, weiß Mutter nicht.“

„Bruder," sagte Esteban, „grüble nicht weiter, sondern denke das Beste; wir glauben oft Dinge, die gar nicht sind und gewesen sind. Aber Deines Mißtrauens wegen hättest Du wohl verdient, daß Dolores Dich hätte sitzen lassen, Lorenzo."

„Das solltest Du auch nicht einmal im Scherze sagen, Bruder, denn Scherz ist es, macht aber böses Blut."

Es war dunkel geworden, als sie im Dorfe ankamen.

„Wir wollen vor dem Hause der Wittwe vorbeigehen," sagte Lorenzo.

„Nachher kannst Du dahin gehen, Mensch," antwortete Esteban. „Zuerst wollen wir nach Hause gehen; der Vater kommt vor dem Gevatter."

„Bruder," erwiederte Lorenzo, sich zur Linken wendend, „es sind ja nur ein paar Schritte um! . . ."

Esteban war unschlüssig; um aber nicht allein in sein Haus zu treten, folgte er seinem Bruder in einiger Entfernung.

Dieser hatte sich dem Hause der Wittwe genähert und sah am letzten Fenster einen Mann vor dem Gitter.

Da es dunkel war und der Mann ihm den

Rücken zugedreht hatte, konnte er nur sehen, daß er groß und schlank war.

Bei dem Anblicke riß er weit die Augen auf; eine Wolke trat vor seinen Blick, sein Körper bebte, wie die Erde, ehe die Lava sich einen Weg bahnt. Er näherte sich, ohne daß das Geräusch seiner Schritte den Mann vor dem Gitter zu stören schien.

„Esteban wußte etwas!“ murmelte Lorenzo zwischen seinen zusammengebissenen Zähnen.

„Also,“ sagte der am Gitter mit einer Stimme, die sich nicht darum kümmerte, daß sie gehört wurde, „Du wirst mich immer lieben?“

„Bis in alle Ewigkeit,“ murmelte eine sanfte und muntere weibliche Stimme.

„Und Du wirst mich heirathen?“

„Natürlich.“

„Auch wenn sich Jemand widersetzt?“

„Und wenn sich der König und seine ganze Armee unter Anführung des Pater Nolasco dem widersetzte.“

„Jesus steh' mir bei! Ich sterbe!“ schrie der unglückliche junge Mann und stürzte zu Boden.

„Und durch mich!“ sprach Lorenzo mit schauerlicher und zorniger Stimme. „Wollen sehen, ob Ihr

Euch heirathen werdet, ohne daß sich Derjenige widersetzt und es verhindert, der es kann."

„Lorenzo, Bruder, warst Du es?" stöhnte leise der Verwundete, der seinen Angreifer erkannte.

„Gott des Himmels! Wer nennt meinen Namen?" rief zitternd und voll Entsetzen Lorenzo aus.

„Ich, ich, Thomas, kennst Du mich nicht?"

„Du, Du," stammelte Lorenzo, mit den Zähnen klappernd, hervor, indem er sich auf den Verwundeten warf und mit Entsetzen die hübschen, kindlichen Züge von Dolores' Bruder erkannte. Da sprang er in die Höhe, streckte die Arme zum Himmel und rief im Wahnsinne der Verzweiflung aus: „Gott mag mich verfluchen!"

„Nein, nein," sprach der Verwundete mit matter Stimme, „er möge Dir verzeihen, wie ich Dir verzeihe."

Und der arme Knabe verlor die Besinnung.

„Flieh', Bruder, flieh'," sagte Esteban, der mitten in seiner Seelenangst ruhige Ueberlegung behalten hatte, als er sah, daß auf Rosa's Schreien Leute herzuliefen; — „fliehe, ich werde für den Unglücklichen sorgen, und Gott gibt vielleicht, daß er gerettet wird; fliehe," fuhr er fort, seinen Bruder, der sich mit geballten Fäusten vor die Stirn schlug,

nach einer kleinen Gasse hindrängend, „willst Du Vater und Mutter tödten?“

Lorenzo verschwand im Dunkel der Nacht.

Kaum hatten sich einige Leute versammelt, als Esteban überlegte, daß er, wenn er allein zu Hause erscheine, Verdacht gegen seinen Bruder erwecken würde, und daß er sich daher entfernen und Lorenzo, der des Trostes und der Leitung bedürfe, aufsuchen müsse.

Er schlich sich daher aus der zusammengelaufenen Menge weg; dennoch aber hatten Einige ihn gesehen und ihn sich sogar gemerkt, wenn auch ohne ihn zu erkennen.

Vergebens durchstreifte Esteban die Umgegend; er fand seinen Bruder nicht. Er wandte sich nach Sanlucar, wo er am folgenden Tage seine Nachforschungen fortsetzte, ohne in seiner Verwirrung zu bemerken, daß er beobachtet wurde, und am Abend, als er aus der Schenke, in die er gegangen war, um zu hören, was man sprach, heraustrat, um zu sehen, ob er etwas von seinem Bruder oder dem Zustande des Verwundeten in Erfahrung bringen könnte, wurde er verhaftet.

Vierzehntes Capitel.

Dolores pflegte die Sonntagsabende immer bei der Familie Lopez zuzubringen; seitdem aber Thomas angekommen war, sah sie diesen Feierstunden mit der größten Ungeduld entgegen, weil sie dieselben an der Seite ihres Bruders verlebte, der in seinem alten Zimmer wohnte, wohin er sich nach seiner Landung grades Wegs begeben hatte, und von wo ihn die Lopez, die ihn als ihr eigenes Kind betrachteten, nicht wieder fortließen. Die beiden Geschwister hatten, wie immer, den Abend damit zugebracht, daß Dolores von ihrer armen Mutter sprach, und Thomas hinwiederum durch eine lebendige und heitere Schilderung seiner Reisen, seiner Erwerbungen und Schicksale sie zu zerstreuen suchte.

„Das ist Alles recht gut, Montevideo," sagte Pater Nolasco, „wäre es aber nicht besser gewesen,

Du hättest keine dieser Fährlichkeiten durchgemacht, wärst ruhig und in Gottes Schutz zu Hause geblieben und hättest Pater Gil Piñones Schweine gehütet?"

„Pater Nolasco," antwortete Thomas, „seht Ihr jene Wolken?"

Pater Nolasco sah nach dem Himmel und antwortete:

„Ich sehe sie... und was nun?"

„Dann sagt ihnen, sie sollen stillstehen; wir wollen sehen, ob sie es thun."

„Was ist das für ein Vergleich! Die haben einen Treiber, der sie nicht ruhen läßt."

„Nun, Pater, ich habe auch einen, der mich nicht ruhen läßt."

„Hat man je solch' einen Eidechsenschwanz gesehen! Dir geht's mit dem Meere ganz eben so wie den Schmetterlingen mit dem Lichte; Du wirst nicht eher ruhen, als bis es Dich mit seinem großen Rachen verschlungen hat."

„Schlaf' wohl, Dolores," sagte bei anbrechender Dunkelheit Thomas.

„Willst Du schon fort?" fragte sie traurig.

„Ich muß," erwiederte ihr Bruder mit wichtiger Miene.

„Er kann ja nicht ruhen!“ bemerkte Pater Nolasco brummend.

„Thomas, Thomas,“ sagte seine Schwester, welche wußte, wohin er ging, „Du willst also auf meinen Rath nicht hören?“

„Ei,“ erwiederte Thomas lachend, „Du willst wohl den Pater Nolasco fortsetzen. Nun, ich will Dir auch einen Rath ertheilen und zwar den Vers:

Laß die Wolken weinen
Und die Sonne scheinen.
Laß dem Alten den Klageguß
Und dem Jungen den Liebesgenuß.“

„Wenn ich eine Königin wäre und eine Prinzessin zur Tochter hätte, so würde sie mir immer noch nicht gut genug für ihn scheinen,“ sagte Dolores, ihrem Bruder nachblickend.

„'S ist aber auch ein prächtiger Junge geworden,“ antwortete Tante Melchora; „ich werde nicht müde, ihn anzusehen.“

„Und er ist noch ganz der Alte,“ fügte Katharina hinzu; „derselbe Witz, dieselbe Freundlichkeit, Fröhlichkeit und Sanftmuth.“

„Es ist wahr,“ sagte Pater Nolasco; „es fehlte ihm nichts, wenn er nicht so eigensinnig wäre.“

In derselben Stunde, wo die oben berichtete

Katastrophe vorging, war Dolores im Begriff, nach dem Hause ihrer Herrin zurückzukehren, als sich der schreckliche Ruf! Ein Verwundeter! im Orte verbreitete.

Die Wirkung, die dieser schaurige Ruf in einem Dorfe hervorbringt, ist in hohem Grad ergreifend. Gesang, Gelächter und Spiel hören sofort auf und an ihre Stelle tritt ein finsteres Schweigen, nur unterbrochen durch Ausrufe des Bedauerns und Schauders; aus allen Häusern sieht man bleiche und verstörte Frauen hervortreten, die sich erst auf der Straße die Tücher umbinden und dem Orte des Unglücks zueilen, angstvoll murmelnd: Mein Mann! Mein Sohn! Mein Bruder! Ist es ein Streit und kommen sie an, ehe er zu Ende ist, so sieht man sie, wie echte Heldinnen, nicht aus Prahlerei, sondern aus Liebe, sich kühn zwischen die Kämpfenden werfen, ohne ihre Dolche oder ihre blinde Wuth zu fürchten, ein Beweis, daß das Ideal, zu welchem die Gefühle des Herzens gelangen können, sich vollkommener und heiliger in der Wirklichkeit findet, als in den romanhaften Schöpfungen; denn das Ideal der Empfindung liegt im Herzen, aus welchem dieselbe ausbricht, nicht in dem Kopfe, der das Ideal schafft.

„Es ist Thomas, Thomas, der Sohn der armen

alten Thomasa," sagten einige Frauen, die über die Straße gingen.

„Was sagen sie?" fragte Dolores, zu deren Ohren die Namen ihres Bruders und ihrer Mutter gelangten. „Was haben sie gesagt?" fragte sie noch einmal und sank auf einen Sessel, denn sie konnte sich nicht auf den Füßen halten.

Katharina war nach der Hausthür gestürzt und lief wie außer sich hinter den Frauen her, die vorübergegangen waren.

„Ich habe es nicht recht verstanden," antwortete Tante Melchora, welche die beiden Namen auch gehört hatte, der armen Dolores, die mehr todt als lebendig war.

Pater Nolasco hatte Nichts gehört und Onkel Mateo war im Hofe.

Da näherte sich langsam und schweigend eine Schaar von Männern, auf einer Leiter den Verwundeten tragend, der ohne Besinnung dalag. Er war weiß wie eine herabgefallene Jasminblüthe und schien schmerzlos und unverletzt zu schlafen.

„Mein Bruder!" rief Dolores mit erstickter Stimme, mit krampfhafter Heftigkeit die Hände auf der Brust faltend.

„Thomas! Jesus! ..." rief voll Schmerz der

alte Mateo, „welcher Bösewicht hat den Unschuldigen verwundet?“

„Man weiß es nicht,“ antworteten die Männer.

„Thomas! Mein Sohn, hörst Du mich nicht?“ sagte Pater Nolasco, die starren Hände des armen Knaben zwischen die seinigen nehmend. „Ist er todt?“ fügte er hinzu, seine Hand dem Gesichte des Verwundeten nähernd. „Nein! Lauft nach einem Wundarzt, lauft!“

„Er kommt schon,“ wurde ihm geantwortet.

Thomas wurde auf das Bett gelegt, in welchem früher Lorenzo geschlafen hatte.

Der Wundarzt kam, untersuchte die Wunde, verschrieb etwas und sagte beim Hinausgehen zu Pater Nolasco:

„Wenn er durch die Essenz, welche ich ihm verschrieben habe, wieder zu sich kommt, so gebt ihm die Sacramente, denn er wird die Nacht nicht überleben.“

Pater Nolasco kehrte zum Bette des Verwundeten zurück, der in diesem Augenblicke wieder zum Bewußtsein kam und sprach:

„Wo bin ich?“

„Ich meinem Hause, in meinem Hause,“ antwortete die gute Alte, „im Bette meines Lorenzo.“

„Nehmt mich heraus, nehmt mich heraus,“ sagte mit schwacher aber angstvoller Stimme der Verwundete.

„Warum denn, mein Sohn?“

„Weil, wenn ich sterbe, Lorenzo sich nicht wieder wird hineinlegen wollen,“ antwortete Thomas.

„Du wirst darin wieder gesund werden, mein Sohn,“ erwiederte die alte Melchora.

„Nein, nein,“ sagte der arme Knabe, „ich sterbe!“ Und seine Augen auf Pater Nolasco richtend, fuhr er mit sanftem Lächeln fort: „Ihr seht, Pater, der Tod erwartete mich nicht im Meere!“

„Desto besser für Dich,“ antwortete der Pater; „dann stirbst Du jetzt als frommer Christ, umgeben von den Deinigen, und mich an Deiner Seite, um Dir die heiligen Sacramente zu spenden.“

In diesem Augenblicke trat der Alcalde ein, um die Aussage des Verwundeten zu Protocoll zu nehmen. Thomas antwortete auf seine Fragen, er sei, nach den Aeußerungen seines Angreifers, den er nicht gekannt, aus Versehen verwundet worden; aber er verzeihe ihm, er möge sein wer er wolle.

Hierauf entfernten sich Alle und ließen ihn mit dem Pater Nolasco allein, damit dieser ihm die Beichte abnehme.

Als die Beichte zu Ende war und der Pater ihn fragte, ob er noch Etwas auf dem Gewissen habe, antwortete er:

„Ja, Etwas, Pater; ich habe so eben eine Unwahrheit gesagt."

„Wie so, mein Sohn, so eben?"

„Ja," antwortete der Sterbende; „ich habe dem Alcalden gesagt . . . daß ich meinen Mörder nicht kenne."

„Und kanntest Du ihn denn?"

„Unter dem Siegel der Beichte sage ich Euch: ja, Pater, ich kannte ihn."

„Und wer war es?"

„Das sage ich nicht, Pater, denn es belastet mein Gewissen nicht, es zu verschweigen."

In diesem Augenblicke bekam der Unglückliche einen starken Blutsturz. Die Bewegung, die dies im Hause hervorbrachte, erlaubte Dolores, sich der Wachsamkeit einiger Frauen, welche sie fern von jenem schrecklichen und herzzerreißenden Schauspiele beaufsichtigten, zu entziehen und mit weit geöffneten Augen und bleich wie die Marmorstatue über einem Grabe in's Zimmer zu stürzen.

„Arme Dolores!" sagte mit erstickter und

erloschener Stimme der Sterbende, während zwei Thränen in seine schon vom nahenden Tode gebrochenen, aber von dem Leben, das noch in ihm war, noch sanften Augen traten.

„Auch an sie wird die Reihe des Ausruhens kommen,“ sagte Pater Nolasco. „Geh, geh,“ fügte er hinzu, die verzweiflungsvolle und kraftlose Dolores den Händen der Frauen übergebend, die ihr gefolgt waren, — „geh, Du störst seine Seele. — Denke nur noch an Gott,“ fügte er, sich wieder zu dem Bette des Sterbenden wendend, hinzu, „denn er ist Dein Vater und ruft Dich zu sich.“

„Ich werde nur noch an ihn denken!“ sagte Thomas leise, seine noch mit Thränen gefüllten Augen zum Himmel hebend.

„Jetzt, wo Du vollkommen vorbereitet bist, mein Sohn, erhebe Dein Herz zum Herrn der Barmherzigkeit, den Du bald sehen wirst und stirb ruhig, denn hier bin ich und empfehle ihm Deine Seele, als ob Du mein eigener Sohn wärst!“

Thomas drückte dem Pater sanft die Hand, lächelte, schloß die Augen und öffnete sie nicht wieder.

Da ging anfangs leise, dann lauter und endlich

ächzend von Mund zu Mund das schreckliche Wort: er ist todt.

„Welch' ein Jammer! welch' ein Jammer!“ riefen die Frauen aus. „Welch' eine unerhörte Schändlichkeit, diesen unschuldigen jungen Menschen, der Niemandem, auch nicht einmal in Gedanken etwas zu Leide gethan hat, zu morden! — Und er hat ihm verziehen!“ fügten Andere weinend hinzu; „es war ein Engel, der gestorben ist, wie er gelebt hat, ohne irgend Jemand zu schaden. Ja, das ist der Tod Abel's.“

Dolores war wie versteinert; ihre Augen weinten nicht, ihre Lippen klagten nicht und nur von Zeit zu Zeit bekundete ein nervöses Zittern, daß sie noch lebe. Die guten Frauen hatten ihr ein Stück Scharlachtuch auf das Herz gelegt und ihr Wasser in's Gesicht gespritzt; aber Nichts vermochte ihr wieder Kraft zu geben. Plötzlich sprang sie auf, lief nach ihrem Koffer, den Tante Melchora in ihrem Zimmer verwahrte, nahm all ihr so mühsam erworbenes und so sorgfältig aufgespartes Geld heraus, wovon sie sich ihre Aussteuer hatte kaufen wollen, händigte es der guten Alten ein, und sagte mit kaum hörbarer Stimme:

„Für den Sarg, Tante Melchora, denn er soll einen eigenen Sarg haben, für das Begräbniß, und . . . für Seelenmessen!“

Nach diesen Worten ächzte sie auf und fiel bewußtlos zu Boden.

Fünfzehntes Capitel.

Esteban war nach Sevilla gebracht und vor ein Kriegsgericht gestellt worden.

In dem Verhöre war er ruhig und fest dabei geblieben, daß er das ihm zur Last gelegte Verbrechen nicht begangen habe. Erkannt von dem Gärtner der Wittwe, der zuerst an den Ort der Katastrophe geeilt war und mit ihm gesprochen hatte, leugnete er seine Anwesenheit daselbst nicht, wohl aber das Verbrechen. Als man ihm vorhielt, daß, da er im Augenblicke, wo der Mord geschah, an Ort und Stelle gewesen, er den Mörder habe sehen müssen, leugnete er dies, was die flagranten Beweise der Schuld, die sich gegen ihn häuften, noch vermehrte. Seine Abreise oder Flucht von Rota um jene Stunde, ungeachtet er erklärt hatte, daß dasselbe sein Reiseziel sei, die ängstliche Hast, mit

der er den Tag darauf in allen Schenken von Sanlucar umhergelaufen war mit der deutlichen Absicht, zu hören, was über die Katastrophe gesprochen wurde, und zu erfahren, ob der Verwundete gestorben wäre; eine gewisse Verwirrung und Unsicherheit in seinen Antworten — Alles zeugte dergestalt gegen ihn, und das Verbrechen war so abscheulich, daß einstimmig das Todesurtheil gegen ihn ausgesprochen wurde.

Esteban hörte es ruhig an. In der That muß der gewaltsame Tod weniger entsetzlich sein, wenn er als Opfer, denn wenn er als Sühne erscheint!

In dem Augenblicke, wo der Verurtheilte aus dem Sitzungssale des Kriegsgerichts weggeführt werden sollte, trat aus einer Gruppe von Männern ein Jüngling hervor und ging festen Schrittes auf den Gerichtshof zu. Die Todtenblässe, welche auf seinen energischen Zügen lag, schien nicht von augenblicklicher Aufregung herzurühren, sondern zu jenem Antlitze zu gehören, in welchem außer einem düstern Feuer in seinen schwarzen und glühenden Augen nichts vom Leben übrig geblieben zu sein schien.

„Jener Mann ist unschuldig," sagte er zur Richterversammlung gewendet mit festem und trocknen Tone.

„Woher wißt Ihr das und womit könnt Ihr das beweisen?"

„Dadurch, daß ich den Schuldigen ausliefere."

„Wann?"

„Jetzt gleich."

„So bringt ihn her."

„Er ist schon hier."

„Wer ist es denn?"

„Ich."

„Ihr?"

„Ich, überführt und geständig."

Der Schrecken und das Erstaunen über diesen Auftritt brachten für einige Augenblicke ein Schweigen hervor.

„Bruder," rief Esteban endlich, „was hast Du gethan?"

„Und Du hattest geglaubt," antwortete der Andere in einem Tone des Vorwurfs, „ich würde Dich sterben lassen? Seit wann hältst Du mich denn für einen Nichtswürdigen? Ich bin nie ein guter Mensch gewesen, ich weiß es; immer habe ich in mir den Feind getragen, der mich in's Verderben stürzen sollte. Aber von da an bis zu der feigen Niederträchtigkeit, einen Unschuldigen für mein Verbrechen büßen zu lassen, ist noch weit, Bruder.

Ich wollte es Dir möglich machen, aus dem Gefängnisse zu entfliehen; aber es ist mir nicht gelungen, den einem Menschen, von dem Gott seine Hand abgezogen hat, kann keine gute That gelingen. So falle denn auf den Verbrecher das Gesetz und es erfülle sich an mir der Spruch: Wer mit dem Schwerte mordet, soll durch das Schwert sterben. Leb wohl, tröste unsere Eltern und . . . verzeiht mir Alle."

Die Gerichtssitzung wurde in Folge dieses unerwarteten Zwischenfalles aufgehoben und Lorenzo statt Esteban, der in Freiheit gesetzt wurde, in's Gefängniß gebracht. Letzterer aber war wie vom Blitz getroffen, unfähig zu reden, zu handeln, zu wollen. Da ergriff ihn Jemand fest beim Arme, zog ihn von dem unseligen Orte fort und führte ihn mit Gewalt, ohne daß der Vernichtete Widerstand leistete, nach einem Hause, in welches sie eintraten, worauf der Führer die Thür verschloß.

„Muth, Muth!" sagte er, ihm ein Gefäß mit Wein reichend, „Muth! denn den muß der Mann haben!"

Esteban blickte auf und sah zum ersten Male dem Mann in's Gesicht, der ihn hiehergebracht hatte.

„Ihr seid's?" rief er aus; „und Ihr habt gewagt . . .?"

„Für die Zeiten der Gefahr sind die Freunde da," antwortete sein Führer, der Niemand anders war, als sein alter Nachbar, der Carabinier.

„Also . . . Du wolltest Dich tödten lassen," rief Pepa aus, die herbeigeeilt war und Esteban mit Thränen umarmte.

„Sollte ich etwa meinen Bruder angeben, Señora?" antwortete dieser.

„Jetzt setzest Du Dich gleich auf's Dampfschiff und fährst nach Sanlucar und von dort nach Rota; denn was man nicht sieht, bricht Einem das Herz nicht."

„Verzeihung, Herr," erwiederte Esteban, der seine Energie wiederbekam, „mein Weg geht jetzt zur Seite meines Bruders."

Was auch Pepa und ihr Mann thun mochten, Esteban von seinem Vorsatze abzubringen, es war unmöglich.

Der Carabinier begleitete ihn; als sie aber im Gefängnisse ankamen, trat, als ob man seine Ankunft vorhergesehen hätte, der Beamte, welcher Esteban vertheidigt hatte, heraus, um ihn zu empfangen.

„Der Angeklagte," sagte er, „schickt mich Euch

entgegen, weil er Euch nicht sehen will, nicht aus Mangel an Muth, denn er ist ergeben und ruhig, auch nicht aus Mangel an Liebe, sondern aus Interesse für Euch; denn Ihr würdet ihn nicht sehen können ohne einen um so heftigern Schmerz, als derselbe nicht kurz und vorübergehend wie der seinige sein wird. Er hat mir gesagt, wenn der Wille eines dem Tode Verfallenen heilig sei, möchtet Ihr denselben erfüllen und ihm damit den letzten Trost geben. Reiset augenblicklich ab, geht und tröstet Eure Eltern und öffnet dort diesen Abschiedsbrief, seine letzte Verbindung mit der Welt; denn seit er mir denselben dictirt hat, sind seine Gedanken nur auf die Ewigkeit gerichtet, die in der Todesstunde so groß erscheint. Gebt Euch nicht der Verzweiflung hin; wenn Etwas für ihn geschehen kann, so wird es geschehen."

Bei diesen Schlußworten verfiel der unglückliche Esteban wieder in sein düsteres Hinbrüten.

„Also," murmelte er mit erstickter Stimme, „ich soll ihn nicht wiedersehen! Ich soll ihn nicht wiedersehen, meinen Herzensbruder! Jesus! Heilige Jungfrau! Das ist schlimmer als der Tod. Tausendmal besser wäre es gewesen, er hätte sich nie gestellt."

Der gute Carabinier mit seinen wenigen Worten, aber seinem großen Eifer führte Esteban hinweg.

„Muth, Muth!“ wiederholte er, „man muß aus der Noth eine Tugend machen; geh nach Hause, was willst Du hier?“

Damit zog er ihn nach dem Flußufer hin und beeilte seinen Schritt, als er sah, daß durch ein glückliches Zusammentreffen ein Dampfschiff eben im Begriffe war, nach Sanlucar abzugehen. Er brachte ihn auf's Schiff, bezahlte die Ueberfahrt, empfahl ihn einem Cajütendiener, den er kannte, und kehrte an's Land zurück, in demselben Augenblicke, wo das Dampfschiff die Anker lichtete und der Dampf anfing, der schweren Masse den Impuls zu geben, der sie leicht und schnell wie einen Pfeil vom Bogen dahin treiben sollte.

Welche Feder könnte die herzzerreißenden Scenen schildern, die sich Schlag auf Schlag in dem sonst so glücklichen Hause der Lopez folgten, als die unseligen Nachrichten, deren Ueberbringer Esteban war, durch die unbedachtsame ländliche Offenheit bekannt wurden. Wer könnte jene rathlose Verzweiflung, jenes unendliche Leiden beschreiben! Jede Schilderung würde weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, wie der Pinsel, der Wasser und Feuer malen

will, denen er doch keine Wärme und Bewegung geben kann.

Mitten in dieser Trostlosigkeit las Pater Rolasco Lorenzo's Brief vor, der folgendermaßen lautete:

„Weder Gott noch die Eltern bittet man je vergebens um Verzeihung, und wie ich Gott darum gebeten habe, so bitte ich Euch auch darum, denen ich die Liebe, die Ihr für mich gehabt, so schlecht vergolten habe. Betrübt Euch nicht über mein Schicksal, denn ich erhalte nur, was ich verdiene, und ich nehme es mit Ergebung an, zugleich als Strafe und Sühne. Bruder, Gott vergelte Dir die große Liebe, die Du mir bewiesen hast, und die ich Dir, wenn ich leben geblieben wäre, nicht hätte vergelten können, wenn ich den Staub unter Deinen Füßen geküßt hätte. Noch Etwas aber mußt Du für mich thun, damit ich ruhig sterben kann. Jenes unglückliche Mädchen, die ich in einer bösen Stunde jeder Stütze, jedes Halts beraubt habe, nimm Dich ihrer an; heirathe sie und versüße ihr das Leben, das ich ihr so verbittert habe. Und damit ich ruhig sterbe, versprecht es, wenn Ihr meinen Brief leset. Das einem Sterbenden gegebene Wort muß erfüllt werden, und das Bewußtsein, daß es erfüllt wird,

soll mein letzter Trost auf dieser Welt sein. Verzeiht mir und empfehlt meine Seele Gott, denn er ist's, der uns Alle tröstet."

Als der Brief unter Stöhnen und Schluchzen zu Ende gelesen war, näherte sich Esteban dem Bette, in welchem, gleich einem zuckenden Leichname, die unglückliche Dolores lag.

„Dolores," sagte er, „der letzte Wille meines Bruders ist heilig; Du kannst keinen andern Mann haben als mich und ich keine andere Frau als Dich. Er verläßt sich darauf, daß wir seinen letzten Willen erfüllen, und wir müssen dem nachkommen."

Dolores schwieg und fuhr fort zu schluchzen.

„Wenn Du nicht einwilligst," sagte Esteban gepreßt, „so liebst Du ihn nicht, schätzest mich nicht und achtest die Familie nicht. Versprichst Du's, Dolores? Die Zeit drängt."

„Ich verspreche," stöhnte Dolores, „zu thun, was er gewollt hat und was Du willst."

Sechzehntes Capitel.

Sechs Tage waren in dieser qualvollen Lage verstrichen. Die arme Mutter lag fast fortwährend in Krämpfen; der Vater war plötzlich alt geworden und seine bis dahin kräftige und grade Gestalt war gekrümmt, wie der Baum durch einen Sturm. Für Dolores Leben war wenig Hoffnung vorhanden. Katharina fand in ihrer Liebe zu ihren Eltern Kraft, sich nicht vom Schmerz daniederschlagen zu lassen, und der vernichtete Esteban erstickte seine Verzweiflung, um die seiner Eltern nicht zu vermehren. Nur Pater Nolasco war ruhig und nun seinerseits die Vorsehung der Familie, wie diese die seinige gewesen war. Er sorgte für Alle und ermahnte sie kräftig zur Ergebung auch in den bittersten Leiden; denn das sei Gottes Gebot und davon habe seine heilige Mutter uns ein so bewundernswürdiges

Beispiel gegeben. Dann und wann erhob er in seinen Predigten die Stimme, deren bekannter und geliebter Ton mit allem Zauber des Trostes, der Erinnerung und der Hoffnung zu den Ohren gelangte, gleich einem Bande zwischen Lebenden und Todten, zwischen diesem Leben und dem künftigen.

Eines Morgens sagten einige Nachbarinnen, welche gekommen waren, der unglücklichen Familie hilfreich beizustehen, beim Hinausgehen zum Arzte:

„Herr, der armen Mutter hilft nichts von dem, was Ihr verordnet; darüber kann man sich nicht täuschen, es kostet ihr das Leben."

„Ich fürchte noch mehr für den Vater," antwortete der Arzt, „und er macht mir mehr zu schaffen, obwohl er mehr Ruhe zur Schau trägt."

„Und Dolores, Señor? Wird man ihr die Sacramente reichen müssen?"

„Noch hat es keine Eile; sie ist jung und hier ist Hoffnung vorhanden. Eine Krisis kann sie retten."

In diesem Augenblicke wurde die Thür heftig aufgerissen und der Carabinier stürzte außer Athem und staubbedeckt hinein und schrie:

„So lange es einen Gott gibt, gibt es auch noch Barmherzigkeit! Begnadigt! Begnadigt!"

Weiter sagte er nichts, weiter konnte er nichts sagen, weiter brauchte er aber auch nichts zu sagen, um der in Todesängsten schwebenden Familie das Leben wiederzugeben.

Esteban stürzte außer sich auf den Carabinier zu.

„Was sagt Ihr? Begnadigt?“

„Begnadigt.“

„Mein Sohn?“ rief aus ihrem Bett aufspringend die Mutter.

„Lorenzo!“

„Vom Gerichtshofe?“ rief der Vater, der sich kräftig wie ein junger Mann aufgerichtet hatte.

„Ei was, durch den Gerichtshof! Durch die Königin ... Es lebe die Königin! Es lebe Isabella die Zweite!“ rief der Carabinier, seinen Czako in die Luft werfend.

„So muß er nicht sterben?“ tönte Dolores' schwache Stimme vom Alkoven her, der nach dem Hofe hinausging.

„Wenn Gott will und nicht früher,“ antwortete der Carabinier.

Die nun folgende Scene zu beschreiben, würde schwer sein, da selbst die in derselben mitspielenden Personen sich dessen, was in derselben vorging, später nicht mehr erinnerten. Die Mutter sank bewußtlos

in die Arme ihres Mannes. Esteban und Katharina umschlangen mit ihren Armen die heilige Gruppe ihrer alten Eltern. Dolores hatte Kraft gefunden, sich in ihrem Bette aufzurichten, die Hände zu falten und ihr inbrünstiges Dankgebet zum Himmel zu schicken. Die guten Nachbarinnen weinten laut; der Carabinier fuhr fortwährend mit dem Rücken der Hand über seinen von Thränen benetzten Schnurrbart, und nur Pater Nolasco sagte ruhig:

„Seht Ihr, meine Kinder? Gott drückt, aber er erstickt uns nicht; ich hab' es Euch wohl gesagt: Ergebung! Die Hoffnung ist das Letzte, was verloren geht! Wenn die Hoffnungen dieser Welt zu Wasser werden, sind doch die jener Welt immer sicher. Deshalb hat Gottes Majestät aus der Hoffnung eine Tugend gemacht und will, daß seine Geschöpfe sie immer im Herzen tragen, damit sie nicht kleinmüthig werden. Das kleinmüthige Herz ist nicht das echte Herz, Brüder."

O Nächstenliebe! Lege oft die Feder in die mächtige Hand, welche das Begnadigungsdecret unterschreiben kann, wenn nicht um des Verurtheilten, so doch um seiner Familie willen, die an seiner That unschuldig ist!

Der seltsame Vorfall im Kriegsgerichte war

ruchbar geworden und hatte die Neugierde und das Interesse des Publicums erweckt, ganz besonders aber der Officiere, welche im Kriegsgerichte saßen und jener Scene der Ehrenhaftigkeit und Bruderliebe beigewohnt hatten. Der natürliche Adel in Haltung und Worten jener beiden Männer, die man Bauern nannte, hatte sie gerührt; denn hinter den gebräunten und unerschrockenen Zügen und den durch die Führung des Säbels gehärteten Händen klopfen zuweilen weichere und edlere Herzen, als hinter den zarten Zügen beiderlei Geschlechts, die im Salon ihre Rührung und Weichherzigkeit zur Schau tragen.

Mit dieser allgemeinen Theilnahme vereinigte sich die einflußreicher Personen, und diese richteten ein Gnadengesuch an die edle Herrscherin, die so zur Milde geneigt ist, daß man sich nie vergebens an ihr schönes Herz wendet. Diesem herrlichen Herzen, welches Worte der Verzeihung für einen Feind fand, in dem Augenblicke, wo nach ihm der hinterlistige, königsmörderische Streich geführt wurde, kann es an jenen Worten der Gnade, die das göttliche Recht der Könige sind, niemals fehlen.

„Und wird er frei? Kommt er hierher?“ fragte die Mutter, als dem ersten Entzücken ein wenig Ruhe gefolgt war.

„Wenn's auf die Königin ankäme . . . Meine Herrschaften, es lebe die Königin!“ sagte der Carabinier.

„Gott segne die Königin!“ riefen Alle mit lauter und begeisterter Dankbarkeit.

„Wenn es auf die Königin ankäme . . . würde er kommen . . .“ fuhr der Carabinier fort. „Aber Ihre Majestät kann ihm nichts als das Leben schenken. Alsdann tritt er die Strafe an, die ihm zukommt, Zwangsarbeit.“

„Zwangsarbeit!“ rief die arme Mutter aus.

„Ja, Señora, wie sollte das auch anders sein? Wer übel thut, muß büßen, Tante Melchora!“ sagte der Carabinier.

„Aber Thomas, mein Engel, der wie ein Abel gestorben ist, hat ihm ja verziehen!“

„Das kommt ihm zu gut, aber das ist nicht genug.“

Die Mutter fing bitterlich an zu weinen.

„Versündige Dich nicht gegen Gott, Melchora,“ sagte der alte Mateo und sank wieder zusammen und mit dem Kopfe auf seinen Stuhl.

„Ich glaubte, er würde frei!“ erwiederte die Mutter schluchzend.

„Weshalb machtest Du Dir auch solche Hoff-

nungen, Frau!" erwiederte der gute Alte. „Hat er doch ein schweres Verbrechen begangen; er muß seine Strafe tragen."

„Und wohin kommt er, Señor Canuto?" fragte die arme Mutter.

„Nach den Mariannen."

„Und auf wie lange?"

„Das weiß man nicht," antwortete der Carabinier, welcher wußte, daß es auf Lebenszeit war.

Der arme alte Mateo hatte es auch so verstanden.

Unterdessen hatte Dolores Esteban an ihr Bett gerufen und sagte zu ihm:

„Esteban, da dank der göttlichen und menschlichen Barmherzigkeit Lorenzo am Leben bleibt, so sind wir des einem Todten gegebenen Versprechens ledig; so lange er lebt, werde ich keines Andern Weib."

„So meine auch ich, Dolores," antwortete Esteban. „Ich liebe Dich sehr, eben so sehr, wie meine Schwester Katharina; aber ich habe in Dir immer Lorenzo's Frau gesehen, und uns zu heirathen, so lange er lebt, erscheint mir wie eine Befleckung des Blutes. Aber Du wirst bei uns bleiben, Dolores; meine Arme sind stark genug, eine Schwe-

ster zu erhalten, und ich bin zweimal Dein Bruder, einmal für Lorenzo und zweitens für Thomas."

Dolores fing an zu weinen.

„Höre," sagte Pater Nolasco zu ihr, als Esteban weggegangen war, „Rosita hat mir aufgetragen, Dir zu sagen, daß sie Dich nicht besucht, weil sie weder dieses Haus betreten, noch irgend Jemand von Lorenzo's Angehörigen sehen will. Ich habe ihr zwar gesagt, das sei nicht recht, aber sie ist nicht dazu zu bewegen, wenigstens für jetzt nicht. Ich soll Dir sagen, daß, so lange sie lebt, Niemand anders für Dich sorgen würde, als sie; nun weißt Du's."

Auch Rosa hatte, wie Dolores, durch Thränen den Weg von der Kindheit zur Jugend gemacht. Das frische und lebendige Roth auf ihren Wangen war für immer verschwunden. Ihre sprudelnde Munterkeit war erloschen wie ein Licht beim Windeshauche. Sie machte Pater Nolasco nicht mehr aufmerksam auf das Bild ihres Onkels, und führte mit ihrer Mutter keinen unkindlichen Streit mehr. Sie brachte ihr Leben mit ernsten Dingen hin, besuchte fleißig die Kirche, beschäftigte sich mit ihren häuslichen Verrichtungen und viel mit den Armen.

Am Jahrestage des fünften Septembers schreck-

lichen Andenkens kann man im Kloster am Ufer des Meeres einen alten Priester sehen, der leise eine Seelenmesse liest. Zwei Frauen, eng umschlungen, hören dieselbe an. Die eine ist ein gut gekleidetes, ernsthaftes, aber blühendes junges Mädchen, die ein ernstes und nützliches Leben zu beginnen scheint; die andere, gleichfalls jung, ist in Trauer, bleich, schlank und hinfällig und scheint ein Leben voll Leiden hinter sich zu haben. Die erste ist Rosa, die zweite Dolores.

Wenn die Beiden vorübergehen, sagen alle Leute voll Theilnahme:

„Wie gesetzt die Rosa geworden ist, die Tochter der Doña Braulia! Sie ist jetzt eine häusliche Frau geworden nach Gottes Gebote.“ Und gerührt fügen sie hinzu: „Die Dolores, die Tochter der alten Thomasa, schwindet dahin wie der abnehmende Mond. Sie hat kein Gesicht mehr, worauf sie sich bekreuzigen kann. Ihr Herz in der Brust ist todt! Sie war zum Leiden geboren ... Arme Dolores!“

Das Gewissen

läßt sich nicht bestechen.

Warum doch eilst Du, blinder Sterblicher,
Der kurzen, lügnerischen Täuschung nach?
Nur Seelenfrieden und ein rein Gewissen
Wird fest Dein Glück begründen.
Franz Xaver von Burgos.

Un seul printemps suffit à la nature,
A reproduire ses fleurs et sa verdure;
Jamais la vie ne reproduit
La paix du coeur qu'un seul instant détruit.

Erstes Capitel.

Wie an den öden Meeresküsten ein Mövennest in der Höhlung eines Felsens, so liegt Cadix in der Höhlung seiner Mauern. Man hat es so kühn in die Wellen hineingebaut, daß das Land einen Arm ausstreckt, um es zu ergreifen. Das Armband dieses schmalen Armes von Stein und Sand bildet die Cortadura, eine zur Zeit des glorreichen Unabhängigkeitskrieges erbaute Festung, welche die stürmischen Wogen des Oceans von den ruhigen Gewässern der Bai trennt und zur Stadt San Fernando führt, die im Hintergrunde der Bucht ihre Arsenäle von La Carraca öffnet, gleichsam als Spitäler für die Fahrzeuge, die auf ihren gefahrvollen Bahnen verwundet und mißhandelt zu ihren Laren zurückkehren. Arme Schiffe, denen die Stürme ihr: Marsch! Marsch! zurufen, wie die Ereignisse den Menschen,

und die bei der Ankunft in ihrem Vaterlande sich mit ihren Ankern an dasselbe festklammern, wie Kinder mit den Händen am Halse der Mutter!

Hinter der Stadt San Fernando — der stattlichen und würdigen Nachbarin von Cadix — welche ihre einer Estrade gleichende „Lange Straße,“ und ihre prächtigen und soliden, wie aus massivem Silber geformten Häuser stolz zur Schau trägt, und jenseit der Brücke Zuazo, die so alt ist, daß ihre Erbauung den Phöniciern zugeschrieben wird, theilt sich der Weg in zwei; der zur Linken geht am Rande der Bai entlang, der zur Rechten nach Chiclana. In diesen herrlichen Ort tritt man durch ein Gehölz von Silberpappeln ein, die, gleich ehrwürdigen Greisen mit weißem Haupte, sich mitten in den grünen Gärten niedergelassen haben und mit ihrem Murmeln die kleinen und zarten Pflanzen ermuntern, kräftig emporzuwachsen, um, wie sie selbst, dem Südwest zu widerstehen. Der Ort ist groß und durch den Fluß Liro wie durch ein silbernes Messer in zwei Hälften getheilt.

In frühern Zeiten ragte auf einer Anhöhe ein halbzerstörter maurischer Thurm als ein Bild der Vergangenheit, und auf einer andern eine reizende Capelle, als Bild der Gegenwart, über der Stadt

hervor. Seit wenigen Jahren ist der Thurm verschwunden und die Capelle ist eine Ruine.

Es stand ein Tempel da und ein Altar,
Wo die Verlass'nen weinten; also weint'
Auch ich; und wiederum ging ich vorüber ...
Und fand nur Staub, und wieder mußt ich weinen!*)

Diese der heiligen Anna geweihte Capelle war rund und mit einer Säulenreihe umgeben, die ringsherum eine Galerie bildete, von welcher aus man eine schöne Rundsicht bewundern konnte.

Am Fuße des allein stehenden und verlassenen Thurmes lag der Kirchhof, als ob die Menschen sympathischer Weise den Schatten des todten Thurmes suchten! Dieser Thurm, der einem steinernen Siegel auf der Geschichtsurkunde des Ortes glich, eine von dem Lande verwaltete Erbschaft früherer Geschlechter, gleichsam die Mumie eines besiegten Feldherrn, einbalsamirt in die Düfte der Feldblumen, dieser ernstblickende Thurm, der nur noch Verbindungen unterhielt mit den Todten, welche ringsumher moderten, mit den Nachtvögeln, die in seinen dunkeln Höhlen den Lärmen und das Licht des Tages flohen, und mit den Winden, die traurig in seinen Spalten,

*) Don Juan Arolas.

gleichsam Wunden, die die Zeit ihm geschlagen, stöhnten, dieser harmlose Thurm hat dem Vandalismus unserer Zeit nicht entgehen können! Nicht die Achtung vor den Erinnerungen, die er heraufrief, nicht die Achtung vor dem Friedhofe, den er so sinnig hütete, nicht sein romantisches Aussehen, nicht sein historischer Ursprung kamen ihm zu Statten. Er wurde niedergerissen unter dem Vorwande . . . daß er baufällig sei!! Eine Ruine baufällig! Baufällig der Thurm, der die Jahrhunderte auf seinem Rücken trug, wie Ihr die Tage! Baufällig jene Steinmasse, die länger gelebt haben würde, als alle Eure Bauwerke von Mörtel und Holz!!

Auch die Capelle, geschlossen und verödet, ist der Zerstörung verfallen. Schon ist die Säulenreihe, welche sie so prächtig umgab, verschwunden. Gehölze, Prachtgebäude, Klöster, Heiligthümer, Castelle, Feudalschlösser verschwinden allmälig bis auf die Ruinen, ohne daß an ihrer Statt auch nur einmal Fabriken errichtet und Gärten angelegt werden, um die edle Matrone Spanien in Percal und Blumen zu kleiden, anstatt des Goldstoffs und der Juwelen, die man ihr raubt! — Was wird uns alsdann bleiben? — Weideplätze zur Zucht der wilden und grimmigen Bestie, deren Kämpfe das anmuthige und

gesittete Vergnügen bilden, welches sich vorzugsweise der Gunst des Publicums erfreut!!! Großer Gott! Bedürfen etwa die Wildheit und Grausamkeit des Menschen eines Ableiters, wie die Atmosphäre in den Stürmen, Blitzen und Donnern, wodurch sie sich ihrer Elektricität entladet?

Zu den Zeiten, wo Cadix der Rothschild der Städte war, zu jenen Zeiten, wo, wie Ausländer von Bedeutung sagten, die Kaufleute der genannten Stadt noch herrlich und in Freuden und auf dem großen Fuße von Gesandten lebten, besaß der größte Theil derselben Landhäuser in Chiclana, die mit außerordentlicher Pracht und großem Geschmacke erbaut und ausgestattet waren. Obgleich dieser elegante Luxus, dem die Ankunft der Franzosen unter Napoleon den Todesstoß gab, den größten Theil seines Glanzes verloren hat, so sind doch noch bedeutende Spuren davon vorhanden.

Wenn in gegenwärtiger Zeit, wo in vielen Fällen das bekannte Sprichwort in Erfüllung geht: „Die Zinnen kommen nach unten und die Mistgrube nach oben,“ die Alten uns von der Größe und dem Glücke jener Zeit erzählen, glauben die jungen oder wir wollen lieber sagen die neuen Leute Märchen aus Tausend und einer Nacht zu hören, und ihre

Lippen öffnen sich abwechselnd zu Erstaunen und zur Bekrittelung. Feine Sitte, Großmuth und Freigebigkeit sind, nach der Ansicht unserer Zeit, Stoff für einen Anhang zum Don Quijote, d. h. phantastische Tugenden, die nur in einem überreizten Gehirne Platz finden können.*)

Zur Zeit, wo die Begebenheiten, die wir erzählen wollen, ihren Anfang nehmen — zu Ende des vorigen Jahrhunderts — befand sich Chiclana auf der Höhe seines Glanzes; das Gold funkelte in Cadix und verbreitete seine Strahlen in der ganzen Gegend umher, wie die Sonne am Himmel. Nur in Havannah versteht man heutzutage — wie damals dort — die Dublonen mit derselben ungeheuchelten Gleichgiltigkeit, wie Kinder ihre Seifenblasen, und mit dem vornehmen Anstande von Fürsten, wegzuwerfen, die das, was sie geben oder zum Nutzen Anderer verwenden, gar nicht achten. Wie man erzählt, war es zu jener Zeit, als die berühmte

*) Obgleich die hier beschriebene Zeit zu fern liegt, als daß wir uns bei unserer Schilderung auf Augenzeugen berufen könnten, so können wir doch versichern, daß das Gemälde jener Epoche auch in allen seinen Details vollkommen genau ist, weil die Quellen, aus denen wir unsere Angaben geschöpft haben, die glaubwürdigsten und zuverlässigsten sind.

Anm. d. Verf.

Herzogin von Alba zu einem jungen Mann, der, als er einst auf ihrem Tische zwanzigtausend Piaster liegen sah, die Ansicht aussprach, daß diese für sie so geringfügige Summe einen Menschen glücklich machen könnte, sagte: „Willst Du sie haben?“ Der junge Mann nahm es an. Die Herzogin schickte ihm das Geld, aber . . . verschloß ihm ihr Haus. Heutzutage würde man es umgekehrt machen: man würde das Geld nicht geben, dafür aber verschließt man Demjenigen, der Geld erwirbt, die Thür nicht, die Mittel, deren er sich dazu bedient, mögen sein, welche sie wollen.

In einer von den breiten und freundlichen Straßen des genannten Ortes ragte vor allen ein schönes Haus hervor, obwohl dasselbe nur ein etwas über dem Boden erhobenes Stockwerk hatte. Man stieg auf einer kleinen Marmortreppe hinauf, und die Thür war von Mahagoni mit großen glänzenden, metallenen Nägeln beschlagen. Oben über dem Giebelfelde war das Wappen des Besitzers in Marmor ausgehauen. Adel und Reichthum suchen einander, weil sie ursprünglich Brüder waren, heutzutage sind sie nicht einmal mehr Vettern. Das Vorhaus, so wie auch der Hof und alle Räumlichkeiten, sogar die innern Dienstgemächer, hatten Fuß-

böden von prachtvollen blau und weißen Marmorplatten. Die vier Galerien, welche den Hof*) umgaben, ruhten auf Säulen von Jaspis, und in der Mitte desselben, umgeben von Blumentöpfen und Alabasterstatuen, sprudelte unaufhörlich eine Fontäne, deren reine und kindliche Stimme nicht minder die Knospe pries, die gleich einer Hoffnung sich halb öffnete, wie die Blume, die gleich einem Bilde der Trostlosigkeit entblättert dahinsank. Zwischen jeden zwei Säulen hingen, bedeckt mit grünen und blühenden Gehängen von Jasmin und weißen Rosen, vergoldete Bauer mit reizenden Vögeln; eine Decke von Segeltuch mit einer bunten ausgeschnittenen Kante eingefaßt, war über den Hof ausgespannt und erhielt denselben kühl, während sie zugleich einen Schatten, sanft wie ein Halbschlummer am Sommernachmittage, über denselben verbreitete. Die Wände des Saales waren von weißer Stukaturarbeit auf

*) Wenn irgendwo in diesen Werken vom „Hofe" schlechthin die Rede ist, so ist darunter immer der innere Hof (el patio) zu verstehen, welchen jedes spanische Haus hat, und in welchem sich während der heißen Sommertage nicht nur die Familie in der Regel aufhält, sondern wo auch die Gesellschaften sich versammeln. Vergl. die „Möve" Bd. II. S. 1.
Anm. d. Uebers.

himmelblauem Grunde, Stühle und Sopha von Ebenholz mit Zierrathen von massivem Silber und mit himmelblauem Gros de Tours überzogen. Sie waren einfach und dürftig gearbeitet in griechischem Geschmacke, den damals die französische Revolution zu hohem Ansehen gebracht und zugleich mit der phrygischen Mütze, den Namen Antenor, Anacharsis, Themistokles, Aristides und andern weniger harmlosen Dingen auf die Tagesordnung gesetzt hatte. Auf dem Tische, der vier grade und gereifelte Füße hatte, stand eine prachtvolle Uhr von weißem Marmor und schwarzer, vergoldeter Bronze. Zu jener Zeit, wo auch in der Kunst der Geschmack für das Pastorale und Idyllische vorüber war, waren die ernsten und classischen Allegorien sehr beliebt, denen bald nachher die Kanonen, Standarten und kriegerischen Lorbeeren folgen sollten, vermittelst deren Bonaparte die revolutionäre Fieberhitze der Franzosen in weitem Dunstkreise sich verflüchtigen ließ. Die Restauration hinwiederum, — in welcher die Legitimität dem Despotismus des Säbels ein Ende machte, wie dieser dem Despotismus der Demokratie ein Ende gemacht hatte*) — brachte die monarchische Idee und

*) Dumas, den man gewiß nicht des Antibonapartismus

den religiösen Sinn, brachte die alte Ritterlichkeit, Loyalität, Treue und Religiosität, welche die romantische Schule in der Literatur und den gothischen Geschmack in den Künsten und Moden einleiteten, worauf denn bald der Geschmack des Zeitalters Ludwig's XIV. und XV., das sogenannte Roccoco folgte. Wie Kinder begeistern sich die Menschen für das Neue und treten alsdann das, was einen Augenblick vorher noch Gegenstand ihrer abgöttischen Verehrung war, verächtlich mit Füßen. Shakspeare hat gesagt: „Gebrechlichkeit, Dein Name ist Weib!“ Er hätte passend hinzufügen können: „Veränderlichkeit, Dein Name ist Mensch!“

Die Uhr bildete eine Gruppe, bestehend aus einem Greise, der die Zeit darstellte, zwei schönen nackten, sich umschlungen haltenden Mädchen, die sich auf den Greis lehnten und Unschuld und Wahrheit vorstellten und zwei andern, schwarz verschleierten Figuren, die vor dem Greise, welcher ihnen mit aufgehobenem Finger zu drohen schien, flohen, und die Bosheit und das Geheimniß versinn-

---

oder des Legitimismus beschuldigen wird, sagt: Zweiundsiebzig Jahre lang trug Ludwig XIV. die Krone und herrschte; neunzehn Jahre lang führte Napoleon das Scepter und regierte durch den Despotismus. Anm. d. Verf.

bildlichten. Die Figur des Greises war schön und charakteristisch gearbeitet, und wenn sich mit seiner ausdrucksvollen Geberde der helle und zitternde Ton der Stunde, die ihre todten Schwestern zählte, vereinigte, so schien die Stimme des Alten zu drohen und mußte auf Jeden, der, über den Sinn jener Allegorie nachdenkend, ihre abgemessenen Klänge vernahm, ergreifend wirken.

Zu beiden Seiten der Uhr stand ein Leuchter, gebildet aus einem Neger von Bronze, der auf einer runden Basis von Marmor, mit kleinen bronzenen Ketten verziert, stand. Auf dem Kopfe und in beiden Händen trug der Neger Körbe mit vergoldeten Blumen, in deren Mittelpunkt die Kerzen gesteckt wurden. Die Decke des Saales war gemalt und stellte leichte weiße und graue Wolken dar, zwischen welchen eine Nymphe oder „Tochter der Luft" hervorsah, und in den Händen die himmelblauen Schnüre und Quäste zu halten schien, an welchen eine Lampe von Alabaster herabhing, um ein Licht zu verbreiten, welches, sanft wie das des Mondes, der weiblichen Schönheit ausnehmend günstig und für vertraute Abendgesellschaften bestimmt war. Mitten im Zimmer, auf einem Leuchter von Mosaik, stand eine große Krystallkugel, in welcher Goldfische

schwammen, Geschöpfe, mit welchen das Wasser prunkt, wie die Luft mit ihren reizenden Vögeln und der Garten mit seinen köstlichen Blumen. Dort lebten sie ruhig und schweigsam, ohne sich einschüchtern zu lassen durch die Durchsichtigkeit ihres runden Gefängnisses, und wie kleine Dummköpfe mit großen Augen Alles betrachtend, ohne etwas zu begreifen. Auf dieser Glaskugel stand eine andere kleinere voll Blumen, und eine Fülle derselben war in Jardinièren in den Fensternischen umhergestellt. Vor den Fenstern hingen Gardinen von Musselin mit Spitzen besetzt, fast so wie man sie heutzutage sieht, nur mit dem Unterschiede, daß der Musselin nicht englischer, sondern indischer war, und die Spitzen nicht baumwollene und gewebte, sondern echte, geklöppelte. Da es Sommer war, ließen die Jalousien nur ein Dämmerlicht in das Zimmer; die Luft war durchduftet von Blumen und Räucherkerzchen.

Auf dem Sopha lag eine Frau von außerordentlicher Schönheit; eine Fülle blonder Locken bedeckte eine ihrer alabasternen Hände, in welche sie ihren, auf einem der Sophakissen ruhenden Kopf stützte. Ein Pudermantel von feiner Batistleinwand, mit brabanter Spitzen besetzt, umhüllte ihre tadellose jugendliche Gestalt, und unter dem Besatze sah nur die

Spitze ihres Fußes hervor, der nach der Mode jener Zeit mit einem seidenen Strumpfe und einem weißen Atlasschuhe bekleidet war. Damen von Stande trugen zu keiner Tageszeit andere Fußbekleidung, und der Luxus ging endlich so weit, daß Schuhe von Spitzen, mit farbigem Atlas gefüttert, getragen wurden. Die Apostel der neuen Mode, besonders wenn sie von jenseits der Pyrenäen kommt, die großen Bewunderer der Halbstiefelchen, werfen einen Blick souveräner Verachtung auf diese reiche und elegante Tracht, welche zwei Todsünden begangen hat, — nämlich daß sie alt und daß sie spanisch ist.

An der linken Hand der jungen, auf dem Sopha ruhenden Dame funkelte ein prächtiger Brillant, und mit einem batistenen, in Mexico gestickten Taschentuche trocknete sie von Zeit zu Zeit eine Thräne ab, welche langsam über ihre perlmutterweißen Wangen lief. Ohne Zweifel glaubt der Leser errathen zu haben, daß die einsame Thräne, die eine junge, schöne, von solchem Luxus, dem Zeichen einer beneidenswerthen Lage, umgebene Frau vergießt, nichts als eine Thräne der Liebe ist und sein kann. Wir bedauern, es sagen zu müssen, aber der Leser hat falsch gerathen. Zur Steuer der Wahrheit und selbst um den Preis, der Heldin unserer Erzählung einen

Theil ihres Zaubers zu rauben, müssen wir sagen, daß diese Thräne keine Thräne der Liebe, sondern des Kummers war. Ja, die glänzende Thräne, die aus jenen Augen, so blau wie der Abendhimmel, fiel und durch die langen und dunkeln Wimpern hindurch über jene Wangen von so sanftem und frischem Roth glitt, war eine Thräne des Kummers. — Bevor wir aber fortfahren, müssen wir sagen, welches die Veranlassung davon war.

Zweites Capitel.

Die oben geschilderte junge Dame hieß Ismene und war die einzige Tochter von Don Patricio O'Carty, dessen Familie gleich vielen andern aus Irland eingewandert war, fliehend vor dem Usurpator Cromwell, der zwei Dinge, welche Hand in Hand zu gehen pflegen, verfolgte: Die Religion mit ihrer Standhaftigkeit, und das monarchische Princip mit seiner Loyalität. Der größte Theil dieser Getreuen verließ ihre Stellungen, ihre Häuser, ihre Güter, folgte dem Prätendenten Karl Eduard Stuart nach Frankreich und begleitete ihn, als der unglückliche Fürst im Jahre 1690, unterstützt von Ludwig XIV., eine Landung in Irland versuchte und nach vielen Schicksalen die unglückliche Schlacht am Boyne persönlich lei-

tete.*) Nach dieser Niederlage traten jene Truppen, die aus dem ersten Adel Irlands bestanden, in die Dienste Frankreichs und Spaniens. Philipp V. nahm sie, wie zu erwarten war, wohlwollend auf, und sie bildeten im Jahre 1709 die Regimenter „Ibernia" und „Ultonia" (Ulster) und später noch ein drittes, welches den Namen „Irland" führte. Befehlshaber dieser Truppen war Jakob Stuart, Herzog von Berwick, natürlicher Sohn Jakob's II. von Arabella Churchill, Schwester des berühmten Marlborough. Der Herzog von Berwick gewann die Schlacht bei Almansa und nahm Barcelona mit Sturm, der König aber belohnte seine der Krone geleisteten großen Dienste mit dem Herzogstitel von Liria und Jerica und der Würde eines Granden von Spanien. Der tapfere General hatte zwei Söhne; der ältere wurde in Spanien naturalisirt, erhielt die Titel Berwick, Liria und Jerica und verband sich später durch Heirath mit dem edeln Hause Alba, dessen Mannsstamm ausgestorben war; der

*) Die Verfasserin macht hier einen allerdings gewaltigen historischen Schnitzer, indem sie den Prätendenten Karl Eduard Stuart, der erst 1720 geboren wurde, mit seinem Großvater, dem abgesetzten Könige Jacob II., der 1690 die Schlacht am Boyne verlor, verwechselt. Anm. d. Uebers.

zweite Sohn ließ sich in Frankreich nieder, wo noch jetzt Nachkommen von ihm leben, welche den Titel Herzöge von Fitz-James führen. Die oben genannten Regimenter existiren noch heutzutage und bestehen zum Theil aus den Nachkommen jener Getreuen; denn, wie wir hören, gibt es noch neunzig irländische Familiennamen in der spanischen Armee, deren Träger denselben durch Loyalität, Tapferkeit und angeerbten Adel Ehre machen.*)

---

*) Es wird nicht uninteressant sein, hier die ausgezeichnetsten dieser irländischen Militärs anzuführen, denen die spanische Regierung in Anbetracht ihrer Verdienste und des hohen Ansehens ihrer Familien einen Theil dessen, was sie in ihrem Vaterlande verloren, ersetzt hat.

Außer den dem berühmten Befehlshaber jener Truppen, Jakob Stuart, verliehenen Würden, erhielt einer seiner Nachkommen, Pedro Stuart, den Titel Marquis von San Leonardo, der im Laufe der Zeit auf die weibliche Linie überging; die Trägerin desselben verheirathete sich mit dem Brigadier Simon Wall, einem Nachkommen des Generals und Ministers Richard Wall.

Im Jahre 1776 ernannte der König den Generallieutenant Don Bernard O'Connor, Herrn von Ofally, dem Schlosse Philippstown und der Baronie Grashill in Irland, zum Grafen von Ophalia. Der Titel ging auf die weibliche Linie über und die Erbin desselben ist die Frau Gräfin von Tilly. Im Jahre 1771 creirte der König den Grafentitel O'Reilly, dessen gegenwärtiger Besitzer in Havannah lebt. Karl III.

D. Patricio heirathete eine Spanierin, und seine Tochter Ismene vereinigte in sich die Schön-

---

ernannte den Generallieutenant Don Guillermo Lacy zum Grafen von Lacy und den Brigadier O'Neil für seine Verdienste in Florida zum Marquis del Norte; er lebt in Havannah oder Portorico. Im Jahre 1729 verlieh der König dem Don Guillermo Tyrry aus Puerto de Santa Maria, einem sehr reichen Manne, der sich sein Vermögen im amerikanischen Handel erworben und mit demselben ein Majorat gegründet hatte, den Titel eines Marquis von La Cañada. Er stammte in grader Mannslinie von Dominick Tyrry, einem einflußreichen Grundbesitzer der Grafschaft York in Irland,*) der im Jahre 1631 zum Viscount von Limerick ernannt wurde, welche Würde ihm jedoch Cromwell wegen seiner Anhänglichkeit an seinen König und seinen Glauben wieder nahm. Zu dieser Zeit wanderten viele Andere aus und ließen sich in Cadix und andern Orten nieder. Die Grafen von Clonard führen ihre irischen Titel in Spanien fort; der älteste Zweig der O'Reilly's nennt sich Baron von Klonket.

In dem Regimente „Ibernia" dienten die Grafen von Mac-Mahon. Die Butler's gehören durch Seitenzweige zur Familie der Herzöge von Ormond. Die Clairacs sind Grafen von Clairac, die Magenis Grafen von Ibeag. Sarsfield gehört zu einer großen Familie, eben so die O'Brian, Walsh, O'Linsh, O'Donoju [O'Donoghu], Camesford, Kindelan, Burk u. s. w.

Heutzutage bekleiden hohe Stellen in der Armee: D. Leo-

---

*) Eine Grafschaft York in Irland ist mir unbekannt.
Anm. d. Uebers.

heit des Nationaltypus beider Eltern. Ihre zarten und anmuthigen andalusischen Formen waren übergossen mit der weißen und rosigen Färbung, welche den Töchtern des neblichen Erin eigen ist und durch die leidenschaftslose Kälte ihrer Besitzerin jene durch nichts zu trübende Reinheit und durchsichtige Glätte des Wallraths erhielt. Ihre großen, dunkelblauen Augen besaßen inmitten ihrer dunkeln Lider den stolzen und klugen Blick der Töchter des Südens; ihre etwas steife Haltung war nichts desto weniger graciös und natürlich. Die Natürlichkeit ist der größte Reiz der mit so großem Rechte berühmten und gefeierten spanischen Grazie. Der unwiderstehliche Zauber, welchen dieselbe ausübt und welchen in frühern Zeiten die Frauen um sich verbreiteten wie die Flamme ihren Schein und die Blumen ihren Duft, war den Männern zu verdanken, die Alles, was affectirt und erkünstelt, manierirt und studirt war,

---

poldo O'Donnell, Graf von Lucena als Generalcapitän, der Graf von Clonard, Guillermo Stuart und D. José Lemery als Generallieutenants, D. Tullio O'Neill, Marquis von La Granja, D. Demetrio O'Daly, D. Enrique O'Donnell, D. José Grases (bei der Artillerie) als Feldmarschälle. Alles Obige mit Vorbehalt eines Irrthums oder Gedächtnißfehlers.

Anm. d. Verf.

verabscheuten und passend und echt männlich durch den verächtlichen Ausdruck „Afferei" verdammten. Heutzutage scheint man auf das Gegentheil auszugehen, was dasselbe ist, als wollten die Florentiner ihre Mediceische Venus als Modepuppe anziehen. In der Natürlichkeit liegt die Wahrheit und ohne Wahrheit gibt es keine Vollkommenheit; in der Natürlichkeit liegt die Grazie und ohne Grazie gibt es keine echte Eleganz.

In Bezug auf ihren moralischen Theil war Ismene nicht so gut begabt wie in Bezug auf ihr Aeußeres. Sie vereinigte das kalte und ruhige Gemüth ihres Vaters mit dem stolzen und herrischen Charakter, den sie von ihrer Mutter ererbt und den der Hochmuth des verhätschelten, reichen, schönen und von Schmeicheleien umgebenen Kindes noch schroffer gemacht hatte. Die gefeierte Ismene, die reiche Erbin, beschäftigte sich nur mit sich selbst und einer Zukunft, die sie sich, herrlich und glanzvoll, als ob eine Fee sie prophezeit, in ihrer Phantasie aufgebaut hatte. Sie verschmähte daher thörichter Weise die Liebe aller jungen Männer, welche ihr aufrichtig damit entgegenkamen, da keiner derselben ihr würdig schien, ihre geträumte Zukunft zur Wahrheit zu machen. Aber das Glück wechselt oft plötzlich

und unerwartet, gleich den Verwandlungen in einem Zauberstücke. Binnen wenigen Monaten verlor Ismenens Vater sein ganzes Vermögen in Folge des Verrathes der Engländer, die eine große Menge Schiffe und Güter caperten, bevor sie noch Spanien den Krieg erklärt hatten. Unseliger Krieg, den der unselige Familienvertrag über uns gebracht hat! Don Patricio, der um die Zeit auch seine Frau verlor, zog sich, zu Grunde gerichtet, auf sein schönes Landhaus in Chiclana zurück; bald aber ging ihm auch diese Zuflucht verloren und das Haus wurde von den Gläubigern zum Verkaufe gestellt.

Der erste Käufer, der erschien, war der General Graf von Alcira. Er kam eben von Amerika zurück, wo er viele Jahre gelebt hatte. Obwohl erst fünfundfünfzig Jahre alt, sah er doch in Folge des aufreibenden amerikanischen Klima's, dessen feuchte Hitze die Gesundheit des Europäers zerstört, wie sie Eisen zerfrißt, viel älter aus. Trotz seines Alters hatte er einen jungen Neffen beerbt, von dessen Titel und Besitzungen die weibliche Linie ausgeschlossen war.

Nach seiner Rückkehr begab sich der General nach Sevilla, seiner Vaterstadt. Dort empfing ihn

seine Schwägerin, die sich und ihre Töchter durch ihn ihres frühern Vermögens und ihres Titels beraubt sah, so unfreundlich und feindselig, daß der General, obwohl der beste, rechtschaffenste und edelmüthigste Mann von der Welt, unwillig wurde und beschloß, Sevilla zu verlassen und seinen Wohnsitz in Cadix aufzuschlagen.

Daran that er wohl. Zu jener Zeit trug die ehrwürdige Matrone Sevilla, mit ihrem Rosenkranz in der Hand, noch den steifen Schnürleib, das hohe gepuderte Vorgebirge, das weit mehr wie eine Last denn wie eine Frisur aussah, und den Reifrock, womit eine Dame nur durch eine sehr breite Thür anders als von der Seite hindurchgehen konnte. In ihren steifen Gesellschaften spielte Frau Sevilla nur Baciga oder L'Hombre mit ihren Canonicis und ihren Obergerichtsräthen, ihren Rathsherren und Maestrantes, hatte kein Theater -- das verbot ihr ein religiöses Gelübde — keine andere Erleuchtung als die frommen Lichter, welche vor den zahlreichen Heiligenbildern brannten, kein ordentliches Straßenpflaster, keine Promenade de las Delicias, keine Christinenallee, und man befolgte die bekannte Regel:

Zehn geschlagen! Laßt die Gassen
Denen jetzt, für die sie passen:
Laßt die Winkel, laßt die Ecken
Katzen und verliebten Gecken.

Dampfschiffe, diese Eilboten, welche die Bande der Freundschaft zwischen den beiden Städten, den Juwelen Andalusiens, noch fester geknüpft haben, waren natürlich noch nicht vorhanden. Cadix, eben so schön und noch schöner als heutigen Tages, trug sich höchst ungenirt à la grecque, wie man es noch auf den Porträts von Josephine, Madame Recamier und Madame Tallien, unserer Landsmännin, die vor nicht langer Zeit als Prinzessin von Chimay gestorben ist, und anderer Schönheiten damaliger Zeit sieht. Cadix, die verführerische Sirene mit bloßer Brust und silbernen Schuppen, schwamm in einem Meere von Salzwasser, einem Meere von Vergnügen und einem Meere von Reichthümern. Es wußte die Geschliffenheit und Kunst der ausländischen Eleganz ganz vortrefflich mit der Vornehmheit, Anmuth und Originalität der spanischen zu verbinden, und wenn daher auch die graciöse und kluge Andalusierin in Wesen und Form manches Ausländische, das ihr gefiel, annahm, so blieb sie bei alledem doch in der

Hauptsache spanisch, und bewies dadurch ihren guten Geschmack, ihren feinen Tact und ihre Anhänglichkeit an das Nationale.

Seltsam! Damals kannte man den phrasenhaften und marktschreierischen spanischen Patriotismus noch nicht, von welchem heute die unheiligen Spalten der Zeitungen überfließen, der in allen Reden wiederhallt, wie der hohle, langverhallende Donner, der sich zwischen den finstern und schweren Wolken dahinzieht. Er glänzte nicht in lyrischen Gedichten, noch viel weniger aber wurde er durch Anwendung auf diese oder jene Meinung zur Parteiwaffe gemacht. Auch nahm man nicht mit Begeisterung den Stier „Señorito“ *) zu seinem Symbol. Nichts von alledem. Man besaß eine aufrichtige und natürliche Anhänglichkeit an das, was Spanisch war, wie ein tapferer Mann Muth besitzt, ohne ihn auszuposaunen, die griechischen Statuen ihre Schönheit, ohne sie herauszuputzen, das Feld seine Blumen, ohne damit zu prunken. Man hatte die Liebe für das spanische Vaterland nicht im Munde,

*) Der Stier „Señorito“, aus der Zucht des Herrn D. José Maria Berjumea aus Sevilla, tödtete im Jahre 1850 im Circus von Madrid einen Tiger, mit welchem man ihn kämpfen ließ. Anm. d. span. Herausgebers.

wohl aber im Blut, im Gemüth, in den Neigungen. Und dieses Spanierthum war so fein, so liebenswürdig, so artig, so gentlemännisch, man wahrte so sehr den graciösen südlichen Typus desselben, daß es ein Gegenstand der Bewunderung und des Entzückens für die Ausländer war. Heutzutage findet das Gegentheil Statt: man verleugnet, man desavouirt, man verachtet es, und umgekehrt wie der Esel, der sein graues und häßliches Fell mit der schönen goldigen Löwenhaut bedeckte, bedecken wir — größere Esel als jener — die unsrige, anstatt sie zu kämmen und zu glätten, mit einer schlechtern fremden Haut. Damals herrschte noch kein Spleen, sondern die offenste Heiterkeit im innigen Verein mit der ausgesuchtesten Feinheit. Es gab keine Clubs, keine Casinos, sondern nur Abendgesellschaften, in welchen die Galanterie die alten Verse zum Gesetzbuch genommen hatte:

Ihr Frau'n seid die Gefürchteten,
Wir sind es, die Euch scheuen;
Ihr seid es, denen Dienst gebührt,
Wir sind's, die der Gehorsam ziert
Und die Euch Dienste weihen.

Ihr seid die Unterjocherinnen,
Wir fürchten Eure Strafen;

Ihr seid die freien Herrscherinnen,
Ihr seid die stolzen Siegerinnen,
Wir sind besiegte Sclaven.

Ihr seid die Angebeteten,
Wir müssen uns bescheiden;
Ihr seid es, deren Lob man singt,
Ihr seid es, deren Ruhm erklingt,
Wenn wir Verschmähte leiden.

Damals kannte man das Wort „guter Ton" nicht, wohl aber übte man „gute Sitte." Die Seeofficiere, die Hauptzierde der Gesellschaft von Cadix, die eben so fein und gentlemännisch als jetzt, aber reicher und freigebiger waren, hatten eine lustige Brüderschaft gebildet, an deren Spitze die Officiere des Schiffes San Francisco de Paula*)

*) Zu der Zeit, von welcher wir reden, befehligten dieses Schiff nach einander zwei unserer ausgezeichnetsten Seemänner, die damaligen Brigadiers D. Federico Gravina und D. Juan Ruiz de Apodaca, beide Ritter des Ordens von Calatrava und vollkommene Muster castilianischer Hidalgos. Später wurde der erstere durch seine Heldenthaten als Befehlshaber unserer Flotte in der unselig ruhmvollen Schlacht von Trafalgar, der zweite durch die Uebergabe des französischen Geschwaders zu Cadix im Jahre 1808, durch seine Gesandtschaft in London und durch seine Statthalterschaft in Mexico sehr berühmt. Beide starben als Generalcapitäne der königlichen Marine, welche ihr Andenken dadurch geehrt hat, daß noch

standen und welche mit Anspielung auf den Wahlspruch des Heiligen — Charitas, Bonitas — die fromme „Brüderschaft der Charitas-Bonitas“ hieß; man gab im Theater die nationalen Stücke unserer Dichter und die Possen des Don Ramon de la Cruz begeisterten das Publicum. Zu den Märkten von Chiclana und del Puerto, die glänzend waren wie Kunstfeuerwerke, strömte die ganze Gesellschaft von Cadix wie eine Schaar Vögel mit buntem und goldenem Gefieder herbei; ja, weit später noch hatte Cadix Reize genug, um von dem großen und einsichtsvollen Schönheitsrichter Lord Byron besungen zu werden.

Bei seiner Rückkunft nach Cadix wünschte der General Graf von Alcira ein Landhaus zu kaufen; man schlug ihm das des D. Patricio O'Carty vor und er ging hin, um es zu besehen. Der unglückliche Besitzer überließ es ihm sofort. Alles, was der Graf in dieser reichen Behausung sah, erregte seine Bewunderung, aber nichts so sehr als die Tochter des Besitzers, welche er, in Trauerkleidern und den weißen Hals mit blonden Locken bedeckt, schreibend

---

heute zwei ihrer Fahrzeuge den Familiennamen des erstern und den Titel Conde del Venadito des zweiten führen.

Anm. d. Verf.

und dabei weinend in einem entlegenen Cabinette fand, welches Licht und Duft vom Garten erhielt. Ismene weinte, indem sie zweien ihrer Freundinnen antwortete, welche ihr ihre Vermählung mitgetheilt hatten, die eine mit einem englischen Lord, die andere mit einem Marquis aus Madrid. In wie bitterm Gegensatze ließen diese Briefe das Schicksal der Freundinnen zu dem Ismenens erscheinen, die, allein und arm, selbst dieses Haus verlassen mußte, den letzten Rest ihrer frühern glänzenden Stellung!

Ihre Thränen erweckten dergestalt die Theilnahme und Rührung des gutherzigen Generals, daß er, nachdem er das Haus gekauft, den Besitzer desselben bat, darin wohnen zu bleiben und ihn selbst durch eine Verbindung mit seiner Tochter als ein Glied der Familie in dasselbe aufzunehmen. Wir brauchen nicht zu sagen, daß D. Patricio dieses Anerbieten als eine Sendung des Glückes und seine Tochter als ein Mittel, um nicht bis auf den Boden des Abgrundes zu sinken, in welchen das Schicksal sie stürzte, annahm.

Als die Schwägerin des Grafen die beabsichtigte Verbindung erfuhr, gerieth sie in eine unbeschreibliche Wuth. Sie machte derselben dadurch Luft, daß sie Verleumdungen über Ismene aus-

streute, die Heirath lächerlich zu machen suchte, ihr Gift in bittern Spöttereien ausspie und schließlich weissagte, daß die ehrgeizige Bettlerin, die aus Interesse einen verlebten und kränklichen alten Mann heirathete, keine Nachkommenschaft haben und eine gerechte Fügung Gottes so ihre ehrgeizigen Berechnungen zu Schanden machen und im Falle des Ablebens des gegenwärtigen Besitzers das Majorat an ihre Familie zurückbringen würde.

Wie schwer empfand nicht Ismenens übermäßiger Hochmuth und ihre hochfahrende Eigenliebe, welche seit ihrem Unglücke so übertrieben reizbar geworden waren, diesen Hohn und diese Verachtung! Ihre Erbitterung stieg noch, als sie die Prophezeiungen ihrer Gegnerin in Erfüllung gehen sah, denn schon war sie zwei Jahre verheirathet, ohne Nachkommenschaft zu haben. Es schien nicht anders, als ob Gott in seiner Gerechtigkeit einer Ehe den Kindersegen versagte, in welcher die Gattin denselben nicht aus dem heiligen Triebe der Mutterliebe wünschte, sondern aus elendem Hochmuth und verächtlicher Habsucht, nicht um des hohen Glückes willen, sich mit Nachkommen umgeben zu sehen, sondern um des Dünkels und des niedrigen Wunsches, eine Gegnerin zu demüthigen und zu besiegen.

Von diesen Gedanken war Ismene, Gräfin von Alcira, zu der Zeit erfüllt, wo wir sie, Thränen vergießend, dem Leser vorgeführt haben. — Und deshalb sagten wir, daß diese kalten und bittern Thränen nicht Thränen der Liebe, sondern des Verdrusses und des Kummers waren.

Drittes Capitel.

Derjenige, welcher das beschriebene Besitzthum dem General in Vorschlag gebracht hatte, war sein Secretär Lazaro, der, als Sohn der Hausmeisterin, dasselbe kannte. Wir wollen dies in wenigen Worten erklären.

Als junger Mann hatte der General Jahre lang einen Burschen, welchen er sehr liebte. Der spanische Officierbursche ist das Muster, das Ideal eines Dieners. Er ist ganz Herz, ganz Loyalität, verlangt Nichts, ist mit Allem zufrieden; wenn man von ihm etwas verlangt, thut er es blindlings und mit Freuden, und, wenn man ihn damit beauftragte, würde er, wie die heilige Therese, aus blindem Gehorsam die Zwiebeln verfault pflanzen. Der Officierbediente hat das Herz eines Kindes, die Geduld eines Heiligen, die Treue und Anhänglichkeit eines

Hundes, dieses Musters hingebender Liebe. Gleich diesem liebt und bewacht er das, was seinem Herrn gehört, vor Allem aber seine Kinder, wenn er deren hat, und zwar in dem Grade, daß einer unserer berühmtesten und ausgezeichnetsten Generäle gesagt hat, ein Officierbursche sei das beste Kindermädchen. Er hat keinen eigenen Willen, kennt keine Faulheit, ist demüthig und muthig, gern gefällig und dankbar, und im Quartier — wo man ihn mit jenem natürlichen und bittern Widerwillen gegen Alles, was mit Gewalt den häuslichen Herd überfällt, kommen sah — sieht man ihn mit Bedauern wieder gehen. Der General, der damals Hauptmann war, lebte lange Zeit mit seinem Burschen auf dem vertrautesten Fuße, ohne daß Letzterer auch nur ein Titelchen von seiner Ehrerbietung gegen seinen Vorgesetzten verlor. Der Respect ist etwas dem Officierburschen ebenso Eigenthümliches und zu ihm Gehöriges, wie der Weide die Neigung ihrer Zweige zur Erde.

Als der General nach Amerika ging, trennte sich sein Bursche von ihm zu großem Bedauern Beider, um nach seinem Heimathsorte Chiclana zu gehen und dort seine Braut, die seit fünfzehn Jahren mit einer in Spanien sehr gewöhnlichen Beständigkeit auf ihn wartete, zu heirathen. Wenige Jahre

darauf starb er an einer Art Scharlachfieber oder Sonnenstich und hinterließ seiner trostlosen Frau einen kleinen Knaben. Die hilflose Wittwe zog als Hausmeisterin mit einer kleinen Nichte in das Haus des Señor O'Carty. Den Knaben, der des Generals Pathe war, ließ dieser zu sich kommen, erzog ihn bei sich mit vieler Sorgfalt und machte ihn zu seinem Secretär. In dieser Eigenschaft brachte er ihn im Alter von vierundzwanzig Jahren mit nach Spanien. Lazaro — so hieß er — war einer jener Menschen, denen der Adel sein Siegel aufgedrückt hat und die, von den Umständen unterstützt, ohne Ostentation oder Vorbedacht, nur durch Instinkt und natürlichen Beruf zum Heroismus gelangen.

Als Lazaro von seiner Mutter erfahren hatte, daß das Haus, in welchem sie als Hausmeisterin diente, verkauft werden sollte, hatte er dasselbe dem General vorgeschlagen, und dieser hatte es nebst einer jungen und schönen Gattin erworben.

Schön war diese Frau, weiß und zart wie eine Nymphe von Alabaster! Aber auch eben so kalt und unbeweglich war sie, die nie Jemand geliebt hatte, als sich selbst! Gehaltlos und ohne Duft war sie, gleich einem Jasmin, den nie die belebenden Strahlen der Sonne getroffen haben!

Abends bei Dunkelwerden trat eine Frau in's Zimmer, um die Fenster zu öffnen. Es war Nora, die Wärterin, welche Ismenen groß gezogen und sich nie von ihr getrennt hatte, ein schlaues und hochmüthiges Weib, die viel dazu beigetragen, in dem Kinde die schon erwähnten bösen Neigungen zu entwickeln.

„Immer weinend!“ sagte sie mit einer Geberde des Unwillens, als sie die Thränen der Gräfin bemerkte. — „Du verlierst Alles, wenn Dein Gemahl stirbt, Vermögen, Ansehen, Jugend und Schönheit! Es bleibt Dir Nichts übrig, als eine Betschwester zu werden und Heilige zu kleiden.“

„Ich weiß wohl, daß ich Alles verliere und darum weine ich!“ antwortete Ismene.

„Aber wer sagt Dir, daß Dein Schicksal nicht anders sein kann?“ erwiederte Nora. „Deine Schwägerin hat nicht über Deine Zukunft zu verfügen. Du kannst mehr dazu thun, sie zu verbessern als zu verschlimmern. Die Hoffnung ist das Letzte, was verloren geht. Aber man muß nur nicht die Arme unterschlagen, so lange man sie gebrauchen kann.“

„Eitle Worte!“ unterbrach sie Ismene bitter

und kummervoll. — „Du weißt, daß meine Hoffnungen unfruchtbar sind, wie meine Ehe."

„Einen Sohn gebären oder an Kindesstatt annehmen, kommt auf eins heraus," sagte Nora.

„Das wollte der Graf nicht."

„Er braucht es gar nicht zu wissen," erwiederte Nora.

„Ein Betrug, ein Verbrechen, eine Beraubung, eine Täuschung! Bist Du rasend?"

„Laß die hochtönenden Worte," erwiederte Nora, „es ist nur ein Werk der Barmherzigkeit, das Du an irgend einem hilflosen Unglücklichen thust. Deine Nichten, die gut verheirathet sind, und Deine Schwägerin, die eines fetten Witthums genießt, bedürfen des Vermögens des Grafen nicht, und wenn sie danach trachten, so geschieht es nur aus Ehrgeiz und aus Mißgunst, damit es Dir nicht zu Theil wird."

„Nie! nie!" sagte Ismene. „Es liegt mehr Stolz darin, sich nicht der Gefahr auszusetzen, Sclavin eines Geheimnisses zu sein, das uns entehren kann, als sich in seinem Range und seiner Stellung zu behaupten. Nie! nie!" wiederholte sie, den Kopf schüttelnd, als wollte sie einen so schrecklichen Gedanken aus demselben heraus schütteln.

„Das Geheimniß wüßte ich allein und ich trüge die Verantwortung. So wird es in meiner Brust sicherer sein als in der Deinigen.“

„Du würdest noch Jemand Anders zu Hilfe nehmen müssen.“

„Ja, ohne mich ihm anzuvertrauen. Aber diesen Jemand habe ich schon gefunden. Dein Gemahl schifft sich heute nach Havannah ein; bei seiner Rückkehr wird er einen Sohn finden.“

„Nora, Nora, es gibt keine Schlechtigkeit, die Du nicht erfindest!“

„Ich erfinde Alles, was zu Deinem Nutzen gereichen kann.“

„Einen Mann, wie der Graf, täuschen, wäre die unverzeihlichste Schändlichkeit.“

„Ich habe Dich den Vers singen hören, Ismene:

Wer täuscht, der ist der treue Freund,
Denn er bewahrt vor Schmerzen,
Doch wer enttäuscht, thut immer weh,
Kommt's auch aus gutem Herzen.

Aber offenbar schwebst Du heute in höhern Regionen, als die Dichter selbst.“

„Jene Worte beziehen sich auf Liebesstreitigkeiten.“

„Der Spruch, der sehr sinnreich ist, läßt sich auf Alles anwenden. Hat man nicht das, was ich Dir vorschlage, tausendmal in Anwendung bringen sehen? Ist es nicht auch tausendmal schlimmer in Verbindung mit der Untreue?“

In diesem Augenblicke trat der Graf ein.

„Ismene, mein Kind,“ sagte er, sich ihr liebreich nähernd, „ich komme, Dich zu einem Spaziergange abzuholen; Deine Freundinnen werden Dich wohl schon in der Cañada erwarten. Wie kommt's, daß diese schönen Abende des Frühlings Dich nicht locken, ihn in seinem Reiche, d. h. in der freien Luft, die er mit dem Balsam der geschmückten Flur erfüllt, zu genießen?“

„Das Gehen wird mir sauer und die Leute sind mir langweilig,“ antwortete Ismene, die beim Eintritte ihres Gatten bleich geworden war.

„Ich finde, daß Du blaß aussiehst, mein Kind,“ erwiederte der Graf voller Theilnahme, „und besonders finde ich Dich seit einiger Zeit niedergeschlagen. Fühlst Du Dich vielleicht unwohl?“

„Mir fehlt Nichts,“ antwortete Ismene.

„Wenigstens gehört das, was Dir fehlt, nicht

zu denjenigen Leiden, deretwegen man einen Arzt ruft," sagte Nora und sah den Grafen mit boshaftem und bedeutsamem Lächeln an.

Ismene's Antlitz wurde glühend roth wie das Blut, welches Zorn und Scham zugleich ihr in die Wangen trieben.

„Nora!" rief sie, „bist Du rasend? Schweig!"

„Ich werde schweigen. Herr Graf, man pflegt zu sagen: je mehr man eine Ankunft geheim hält, um so schöner ist das, was kommt."

In dem gutmüthigen Gesichte des Generals strahlte eine heilige Vaterhoffnung! — „Sollte es wahr sein?" murmelte er, einen Blick voll zärtlicher Rührung auf seine schöne Gattin werfend.

„Señor," sagte Nora, „bemerken Sie denn nicht seit drei Monaten ihren Mangel an Appetit, ihre Mattigkeit, ihr Uebelbefinden, zu welchen doch sonst kein Grund vorhanden ist? Sie glaubt nicht daran und will sich nicht überzeugen lassen, ich aber, die ich mehr Erfahrung habe, als sie, bin es."

„Du lügst, Nora!" rief Ismene, die Farbe wechselnd, aus.

„Die Zeit wird's lehren!" erwiederte Nora sehr bestimmt.

„Die Zeit!" wiederholte Ismene unwillig.

In diesem Augenblicke that die Saturnusuhr mit ihrem metallhellen Klange sechs Schläge.

„Die Zeit erscheint schon auf den Ruf, Herr Graf," sagte Nora mit erkünsteltem Lächeln, — „heut über sechs Monate wird sie antworten."

Viertes Capitel.

Sechs Monate nach den erzählten Auftritten zeigte der General, der in persönlichen Angelegenheiten nach Havannah gegangen war, seiner Gattin in einem zärtlichen Briefe seine Rückkehr an, und Ismene begab sich nach Cadix, um ihren Gatten zu empfangen; eine Amme, die den untergeschobenen Knaben im Arme hielt, begleitete sie in einer Berline.

Dieses Kind war aus dem Findelhause genommen, und das Geheimniß der ruchlosen That wußte Niemand als Ismene, Nora und Lazaro, welcher Letztere wegen eines Unwohlseins Nora's den Knaben aus dem Findelhause geholt hatte. Wie es der gottlosen Frau möglich war, den edeln jungen Mann zur Mitwirkung bei der Schändlichkeit zu bereden, wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß, wie sie

selbst Lazaro versicherte, die That nicht nur mit Erlaubniß, sondern auf Anordnung des Generals geschehe. Lazaro schwankte, aber Nora, welche seinen Widerstand vorausgesehen, hatte klüglich das letzte Billet, welches der Graf vor seiner Abreise an seine Frau geschrieben, in ihrem Gewahrsam behalten. Es lautete folgendermaßen:

„Schon schwellen die Segel, die mich von Dir und mit Dir von allen Süßigkeiten meines Lebens entfernen sollen! Adieu also! Ich hoffe, bei meiner Rückkehr einen Knaben in Deinen Armen zu finden, der unser Glück noch befestigen wird.

Ich habe Dir schon gesagt, daß Du Dich in der bewußten Angelegenheit, wie in Allem, der Hilfe Lazaro's bedienen sollst, in welchen Du eben so unbegrenztes Vertrauen setzen kannst, wie ich."

Der General hatte noch einige zärtliche Worte hinzugefügt und unterzeichnet.

Nora erkannte sogleich den ganzen Nutzen, welchen sie aus diesem Briefe ziehen könnte, wenn sie Lazaro zeigte, daß die „bewußte Angelegenheit" — die eine Geldangelegenheit war — dieselbe sei, mit welcher sie umging; und sie hob das Schreiben auf.

Lazaro holte daher — zwar mit dem größten Schmerz, aber voll Hingebung für seinen Wohl-

thäter — das unschuldige kleine Wesen, das vom Laster verlassen war und jetzt von der Gottlosigkeit aufgenommen wurde, wie die süße Blume, die vom Busen eines Freudenmädchens in die Hände eines Giftmischers übergeht.

Kurz vor der Zeit, wo wir unsere Erzählung wieder aufnehmen, hatte der Director des Findelhauses das Kind von Lazaro zurückgefordert. Nora fand keinen andern Ausweg aus dieser entsetzlichen Verlegenheit, als daß Lazaro nach den Vereinigten Staaten ginge. Ismene unterstützte mit Wärme diesen Gedanken, und der aufopfernde junge Mann willigte ein, obwohl er wußte, daß seine Abwesenheit, für welche es an allen Motiven fehlte, und für welche er selbst nur ungenügende Erklärungen gab, seiner Mutter und seiner Cousine, mit welcher er verlobt war, das Herz brechen würde.

Er schiffte sich heimlich auf einem Küstenschiffe, das nach Gibraltar ging, ein; auf der Höhe der gefährlichen Küste von Conil aber wurde das Fahrzeug von einem furchtbaren Sturm überfallen, scheiterte und kein einziger der darauf befindlichen Passagiere wurde gerettet.

Dieses Unglück, für dessen Ursache sie sich hielt, erfüllte Ismene mit Schrecken. Ihre Angst wuchs

durch ein drohendes Vorgefühl, in Folge dessen sie ihre Blicke weder auf die Vergangenheit, noch auf die Zukunft richten konnte, ohne zu schaudern. In jener sah sie einen Vorwurf, in dieser eine Drohung.

Unglücklich Derjenige, welcher sein gequältes Leben zwischen diesen beiden Gespenstern hinschleppt! Glücklich, wer mitten in Mißgeschick und Schmerzen bei einem guten Gewissen sich den Frieden der Seele bewahrt, das höchste Gut, welches Gott dem Menschen in diesem Jammerthale verheißen hat!

Fünftes Capitel.

Jahre lang blieb das schöne Haus in Chiclana unbewohnt. Die Gräfin weigerte sich standhaft, den Frühling dort zu genießen, denn für diese Frau gab es jetzt weder Frühling noch Genuß. Die göttliche Gerechtigkeit ließ die Folgen eines mit kalter Ueberlegung begangenen Frevels, für welchen nicht eine einzige Entschuldigung vorhanden war, die seine Abscheulichkeit hätte mildern können, schwer auf ihr lasten. Durch die Macht der Ereignisse selbst wollte diese erhabene und mächtige Gerechtigkeit einem harten und verwegenen Herzen beibringen, was die Gefühle ihm nicht hatten mittheilen können. Und jene Ereignisse waren schrecklich! Denn sie hatte dem Grafen nach einander zwei Söhne geschenkt, deren unerwartete Geburt die Mutter mit Entsetzen erfüllte. Noch mehr; der älteste von den dreien wurde

ein schöner, offener, braver Knabe, und mit Widerwillen sah sie, daß er in der Liebe des Grafen den ersten Platz einnahm. Denn zwischen Ramon, so hieß er, und dem Generale bestand nicht nur eine gegenseitige Zuneigung, sondern für den gerechtigkeitsliebenden alten Mann war die Schroffheit und das gehässige Betragen der Gräfin gegen den Knaben ein Beweggrund, diese Ungerechtigkeit durch doppelte Liebe und doppeltes Interesse für ihn wieder gut zu machen. So hatte die Vorsehung durch die furchtbare Macht der Dinge jenes kalte und fühllose Herz zur Reue geführt, und diese hatte die schuldbeladene Mutter aus dem Hause verscheucht, in welchem Alles sie an ihre Schuld erinnerte.

Reue! Du, die das Haupt mit einer Dornenkrone umgibt und das Herz in ein Bußgewand hüllt, Du, die den Schlaf so leicht, das Wachen so schwer macht, Du, die zwischen den klaren Blick der Seele und die Augen tritt, um ihn zu trüben, zwischen das reine Lächeln des Herzens und die Lippen, um es zu verbittern, Du, welche schweigt, wenn die verführerische Schuld erscheint, und die ihre Geschosse so weit und schrecklich schleudert, wenn die That geschehen ist und nicht rückgängig gemacht werden kann! Grausame und unerbittliche Reue,

wer sendet Dich? Der Geist des Bösen, um sich seines Werkes zu freuen und den Menschen zur Verzweiflung zu bringen, oder Gott, um ihn zu mahnen, daß er sein Vergehen abbüße?

Die göttliche Barmherzigkeit hat durch die Reue dem Menschen zwei Wege geöffnet: die Verzweiflung und die Buße. Die lauen Seelen, die schwachen Willenskräfte schwanken in tödtlicher Angst hin und her zwischen dem Scheiterhaufen, der sie reinigen sollte, und dem grundlosen Meere, in dessen bitterer Tiefe sie für immer verwesen.

Diese Qual, deren Opfer Ismene war, diese Reue — ein ewiger Wurm! — hatte ihr Herz und ihr Leben zernagt, wie ein unheilbarer Krebs. Ihre Martern wuchsen, je mehr sie ihr Ende nahen fühlte. In fortwährendem Kampfe mit ihrem Gewissen, das sich nicht mit weltlichen Gründen oder Zwecken bestechen ließ, weil das Gewissen göttlichen Ursprungs ist, täglich weniger mit sich einig, ob sie den Weg betreten sollte, den das Gewissen ihr vorzeichnete, aber ihr Stolz verwarf, ging Ismene, in gleichem Maße schaudernd vor dem furchtbaren Scheiterhaufen und dem entsetzlichen Abgrunde, ihrem Ende entgegen, wie der Verbrecher dem Schaffot, die Entfernung gleichzeitig zu verlängern und zu verkürzen

wünschend. Als sie fast schon bettlägerig war, bestanden die Aerzte — als letztes Mittel — darauf, daß ihre entzündete Brust die frische Landluft athmen sollte.

Als in Chiclana die Ankunft der Herrschaft gemeldet worden war, wurde das Haus zu ihrem Empfange in Stand gesetzt. Die Decke überspannte den Hof wie ein bewegliches Dach, die ausgesuchteste Sauberkeit glänzte überall wie ein Firniß, die Vögel sangen, die Blumen blühten üppig, obgleich Maria*) nicht mehr sang, wenn sie dieselben begoß.

Der Klang der Schellen verkündigte die Berline, welche langsam ankam und an der Thür still hielt. Das war nicht mehr die schöne, glänzende Ismene, sondern ihr Schatten, der, auf den Arm des Generals gelehnt und von einem Arzt unterstützt, unter das herrliche Marmorportal geschleppt wurde, wie ein Leichnam in sein prachtvolles Mausoleum. In ihrem achtundzwanzigsten Jahre hatte Ismene allen

*) Wir müssen den Leser ein für alle Mal darauf aufmerksam machen, daß die Verfasserin die leidige Gewohnheit hat, Personen, von denen früher nur vorübergehend oder gar nicht die Rede gewesen ist, plötzlich mit Namen einzuführen, wodurch die Erzählung nicht selten unklar wird. Daß hier die Hausmeisterin, Lazaro's Mutter, gemeint ist, ergibt sich aus dem Folgenden. Anm. d. Uebers.

Glanz der Jugend verloren; ihre früher klaren und glänzenden Augen waren trübe und matt, ihre goldigen Haare waren grau geworden, ihr weißer, lebloser Teint glich einem Leichentuche über einem Skelett. Wenige Jahre hatten hingereicht, diese Veränderung zu bewirken, denn nicht die Zeit mit ihrer langsamen und leisen Hand hatte sie gemacht, sondern das Leiden mit seinem zerstörenden Griff.

Die Gräfin wurde auf's Sopha getragen, auf welchem sie lange Zeit wie unempfindlich für Alles, was sie umgab, liegen blieb. Als sie aber allein war, befahl sie mit fieberhafter Aufregung Nora, Maria zu rufen. Nora, welche vorhersah, welche heftige Erschütterung der Anblick der unglücklichen alten Frau, welche das Opfer ihres Unglücks geworden, auf die Kranke hervorbringen würde, wollte antworten, aber die Gräfin wiederholte den Befehl so heftig, daß sie gehorchen mußte. Als die Alte eintrat, streckte Ismene ihre zitternden Arme nach ihr aus, umschlang sie mit denselben und lehnte ihren glühenden Kopf und ihre, mit der Röthe der Scham bedeckten Schläfe an die Brust der Frau, die sie hatte geboren werden sehen. Aber Maria war gefaßt; das reine Herz schlug ruhig in dieser Brust. Ihre

Augen hatten ihren frühern Ausdruck der Zufriedenheit verloren, aber nicht den des Seelenfriedens.

„Maria," rief Ismene endlich aus, „wie habt Ihr Euer Unglück ertragen können?"

„Mit der Ergebung, die Gott gibt, wenn man ihn darum bittet, Señora," antwortete die Alte.

„O, glücklich die Leiden, mit denen sie vereinbar ist!" sprach Ismene bei sich.

„Ich sagte Euch einmal, Señora," fuhr Maria fort, „ich sei stolz auf meinen Sohn, und Gott hat zugelassen, daß dieser Sohn, meine Freude und mein Stolz, durch allen Anschein eines Verbrechens entehrt werden sollte."

„Anschein!" sagte Nora, „wer sagt das?"

„Alle," antwortete Maria sanft, aber fest.

Und einige Augenblicke nachher fuhr sie mit derselben Ruhe fort:

„Ein tiefes Geheimniß ruht in meinen Augen, wie in denen Aller, auf den Umständen seiner Flucht. Wenn aber irgend Jemand in dieselbe verwickelt ist, so verzeihe ihm der göttliche Richter, wie ich ihm verzeihe! Gott und ich wissen, daß mein Sohn kein Verbrecher war und sein konnte; das genügt mir, ich schweige und ergebe mich."

„Und Euer Herz und Eure Ueberzeugung als

Mutter haben Euch nicht getäuscht!“ rief Ismene aus und sank leblos auf die Kissen des Sophas.

Ismene wurde in's Bett gebracht und die Verschlimmerung ihres Zustandes der Aufregung und Ermüdung der Reise zugeschrieben.

Ein narkotisches Mittel beruhigte allmälig ihre Aufregung und versenkte sie später in einen künstlichen Schlaf, weshalb Alle, mit Ausnahme ihrer Wärterin, sich entfernten, um von den Strapazen und Gemüthsbewegungen des Tages auszuruhen.

Der General hatte aus zarter Vorsorge den Hahn der Fontäne zuschrauben lassen, damit ihr Murmeln die leichte Ruhe seiner Gattin nicht stören möchte. Die Uhr des Wohnzimmers schlug Zwölf; zwölfmal tönte die Stimme der Zeit wie eine niederschmetternde Prophezeiung. Zwölf zählte der finstere Greis mit seinem unerbittlichen Gedächtniß, und zwölf Jahre waren eben jetzt verflossen, seit Ismene von einer Schuld beladen, aber in der Ueppigkeit des Luxus und umgeben vom Nimbus der öffentlichen Achtung lebte! Zwölf Jahre waren verflossen, seit sie erst ihr Gewissen ihrem Hochmuth und hierauf ein edles Dasein ihrem Stolze aufgeopfert hatte.

Ismene fuhr aus dem Schlafe empor und rich-

tete sich im Bett auf; ihre wirren Augen schweiften überall umher; ihr Blut siedete von Fieberhitze.

Ihre verzehrende Unruhe benahm ihr den Athem; die Last, welche auf ihrer Brust lag, erstickte sie. Sie sprang aus dem Bett und lief an's Fenster, denn sie schnappte nach Luft, wie Gretchen in Goethe's Faust.

Der sanfte Mond und süßes Schweigen waren in jener milden Nacht brüderlich vereint. Die Ruhe war so groß, daß sie auf Ismenens sturmbewegter Seele lastete, wie die ruhige aber erstickende Atmosphäre vor einem Gewitter.

Sie lehnte ihre brennende Stirn an das Gitter des Fensters, welches in den Hof ging; das Gitter war schwarz und vergoldet, wie ihr eigenes Dasein! Da hörte sie in der Ferne zwei Stimmen, so schwesterlich vereint wie Glaube und Hoffnung, mit einander beten. Es waren Maria und Piedad,*) welche den Rosenkranz beteten. Es lag etwas Feierliches in dem sanften und einförmigen Tone, womit

*) Es ist hier augenscheinlich die Anfangs der Erzählung ganz vorübergehend erwähnte Nichte der Hausmeisterin gemeint.
Anm. d. Uebers.

das Wort, ohne Leidenschaft, ohne Biegsamkeit, ohne irdischen Stimmwechsel, wie die Weihrauchwolke vom Altare, sich zum Himmel erhebt, sanft, farblos, und gleichsam vom Himmel angezogen. Es lag etwas tief Rührendes in diesen tausendmal wiederholten, weil tausendmal gefühlten Worten, in diesen Gebeten, in welchen Tausende von Herzen vor Gottes Thron sich vereinigen, in diesen Gebeten, welche eine wörtliche und unverfälschte Uebertragung derer Jesu Christi und seiner Apostel sind, die Seelen von Tausenden von Geschlechtern mit Andacht erfüllt haben, in diesen Gebeten, die so vollkommen und vollständig sind, daß alle Fortschritte und alle Aufklärung des menschlichen Geistes vergebens versuchen würden, sie noch vollkommener zu machen.

Welch einen schmerzlichen Gegensatz bildeten die ernsten und ruhigen Stimmen zu dem Zustande der Seele Ismenens, in welcher die Reue wüthete! Sie wollte darin einstimmen, aber sie konnte es nicht!

„O, mein Gott,“ rief sie aus, vom Fenster zurücktretend, „ich kann nicht beten!“

Bald aber kehrte sie um, angezogen durch den heiligen und unwiderstehlichen Magnet des Gebetes. Da hörte sie Maria die Worte sagen: „Für den Frieden der Seele meines Sohnes Lazaro,“

und mit unveränderter Stimme fuhren die beiden katholischen Frauen in ihrem Gebete fort.

„Ach!" rief Ismene, verzweiflungsvoll die Hände ringend, aus, „heiliger Gott, ich bin nicht würdig, meine verfluchte Stimme mit diesen reinen Stimmen zu vereinigen, die keine Schuld getrübt hat, die keine Reue erstickt! Sie warf sich nieder, mit dem Gesicht auf den Boden und blieb in dieser Stellung, bis das letzte Amen zum Himmel stieg. Da stand sie auf, schaudernd vor sich selbst wie vor einem Gespenste und sah Nora in einem Sessel eingeschlafen. Sie näherte sich ihr und ergriff sie mit der Hand, jener sonst so schönen Hand, die jetzt der Kralle eines Adlers von Marmor glich heftig am Arme.

„Du schläfst!" rief sie aus; „die Verruchtheit schläft, während die Unschuld wacht und betet! Wach' auf! denn Dein Schlaf ist noch schrecklicher als Dein Verbrechen. Du siehst Diejenige, welche Du mit Sorgfalt aus ihrer sanften Wiege genommen hast, durch Deine schändlichen Eingebungen in ihren Sarg gehen, und schläfst, während sie Todesqualen leidet! Was siehst Du in der Vergangenheit? Das unbestrafte Verbrechen. Und Du schläfst! — Was siehst Du in der Gegenwart? Unrechtmäßigen Besitz,

Beraubung, Verrath, ein gemeines, kaltblütiges Verbrechen. Und Du schläfst! — Was siehst Du in der Zukunft? Die himmlische Allgerechtigkeit Gottes, die so süß ist für den Gerechten, so furchtbar für den Schuldigen; und Du schläfst! — Aber diese Gerechtigkeit wird den Fluch, der jetzt auf meinem Haupte lastet, auf das Deinige fallen lassen! Trag also vereint mit mir das Verdammungsurtheil Gottes, den Fluch derjenigen, die Du verführt hast! Ich bin freilich schuldig wie kein anderes Weib, aber Nora, Nora, ohne Dich wäre ich es nicht geworden!"

Auf Nora's Geschrei liefen alle Bewohner des Hauses herzu und fanden die Gräfin in einem furchtbaren Krampfzustande, welcher dem Wahnsinne glich. Nora war außer sich und redete irre; aber man schrieb dies dem Schmerz über das herannahende Ende ihrer Gebieterin zu.

